

H. Hauer gez. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

# Theodor,

## das Muster eines Sohnes,

der

seine Eltern liebte und ehrte und dem es daher wohl ging auf Erden.

Moralische Erzählung für die reifere Jugend.

Frei nach dem Französischen bearbeitet

von

**H. Voigt.**

**Zweite umgearbeitete Auflage.**

Mit einem Stahlstiche.

**Augsburg, 1865.**

B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung (A. Manz).

# Vorwort.

Die erste im Jahre 1839 erschienene Auflage gegenwärtiger Schrift war dem hochverehrten Freunde der Jugend und allbeliebten Jugendschriftsteller Dr. Christoph Schmid gewidmet, welcher speziell über vorliegende Erzählung als das erste Bändchen einer damals begonnenen Sammlung folgendes Urtheil fällte und dasselbe vorzudrucken gestattete:

„Dem ersten Bändchen nach zu urtheilen, das ich in der Ursprache mit Freude und Erbauung gelesen habe, spricht sich in diesen Erzählungen ein ächt christlicher Geist aus. Sie enthalten wirklich einen Reichthum wahrhaft frommer Lehren in einem anziehenden Gewande, und ich zweifle nicht, daß sie vielen jugendlichen Herzen nicht nur zum Vergnügen, sondern — was noch viel mehr ist, und woran Alles gelegen — zum Heile gereichen werden."

Diese Worte der damaligen ersten Autorität auf dem Felde der Jugendliteratur mögen dazu dienen, auch dieser zweiten, umgearbeiteten, durchaus verbesserten Auflage eine günstige Aufnahme zu bereiten.

1.

## Die unglückliche Mutter!

Die Erzählung, welche wir in nachfolgenden Blättern der deutschen Jugend zur nützlichen Lektüre darbieten wollen, beginnt in einem kleinen ärmlich möblirten Zimmer in einer Provinzialstadt Frankreichs. Ein Tisch, zwei Stühle, eine Kommode, über welcher ein kleiner Spiegel hängt, und ein Bett, an dem mehr die blendende Reinheit der Wäsche als Ueberfluß an Kissen und Pfühlen in das Auge fällt, bilden den ganzen Inhalt des Stübchens, welches dessen ungeachtet durch die Sauberkeit und Ordnung, die in allen Theilen desselben herrschen, auf den Beschauer einen wohlthuenden Eindruck macht. Die Fenster sind mit weißen Vorhängen garnirt und vor denselben erfreuen grünende Blumenstöcke, die Lieblinge gemüthvoller Menschen, den Blick.

An dem Tische im Zimmer sitzt eine dürftig aber nicht weniger reinlich gekleidete Frau mit sanften, angenehmen, noch jugendlichen Gesichtszügen, höchstens 25 Jahre alt; und neben ihr ein etwa fünfjähriges Kind, ein hübscher, blondlockiger Knabe, welcher in einem alten wurmstichigen Gebetbuche blättert, während große Thränen, Perlen gleichend, ihm über die Wangen herab rinnen. Die weiße Haube, welche den

Kopf der Dame bekleidet, deutet an, daß sie Frau und Mutter des Kindes neben ihr ist, dem sie sanft mit wehmüthigem Blicke die Locken von der Stirne streicht. Wir wollen sie Agathe und den Knaben Theodor nennen.

„Weine nicht mein gutes Kind!" sagt sie mit zitternder Stimme zu dem Kleinen; „der liebe Gott wird uns nicht verlassen. Er hat den Gatten und Vater von uns genommen, aber nicht ohne weisen wenn auch unerforschlichen Zweck. Er wird selbst unser Vater und Beschützer sein. Dieser gute Gott, der die Welt so herrlich und wunderbar geschaffen, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, läßt Diejenigen nicht zu Grunde gehen, die treu nach seinen Geboten leben, wenn er ihnen auch Prüfungen auferlegt. Wir dürfen daher nur immer sein Wort vor Augen und im Herzen haben, ihm mit christlicher Ergebung vertrauen, und er wird es wohl mit uns machen."

So sprach Agathe zu Theodor, welcher sein Gesicht tiefer in das Gebetbuch senkte, um seine Thränen zu verbergen.

Die arme Frau, in welcher wir nach diesen Worten eine unglückliche Wittwe erkennen, war so eben von einem Gange in die Stadt nach Hause zurückgekehrt. Mit zitternder Hand hatte sie, indem sie sich neben ihren Sohn niedersetzte, zwei Fünffrankenthaler auf den Tisch gelegt. Sie hatte diese für ein Paar seidene Strümpfe von viel höherem Werthe, welche sie zur Linderung ihrer Noth zu verkaufen

genöthigt war, so eben eingenommen, und unter dem schmerzlichen Ausrufe, daß sie nun nichts mehr besitze um ihre Existenz zu fristen, ihrem Kinde das Geld gezeigt. Aber sie faßte sich schnell wieder, als sie das zartfühlende Kind in Thränen ausbrechen sah und schloß die Scene mit jenen Worten des Trostes und christlichen Gottvertrauens, die wir so eben von ihr vernommen haben. Was mag die Armen, welche schon nach diesem flüchtigen Einblick in ihre Lage unser ganzes Interesse und Mitgefühl in Anspruch nehmen, und auf uns den Eindruck braver, gottergebener Menschen machen, in diese bittere Noth versetzt haben? Unwillkürlich drängt sich uns diese Frage auf. Um sie zu beantworten müssen wir ihre früheren Verhältnisse und Schicksale erforschen, ehe wir ihre Geschichte weiter verfolgen können.

Agathe hatte sich nach kaum zurückgelegtem neunzehntem Lebensjahre mit einem jungen Kaufmann deutscher Abkunft Namens Ehrenberg vermählt, der durch seinen Fleiß, seine vielseitigen Kenntnisse, seinen rechtschaffenen biedern Charakter allgemeine Achtung und großes Vertrauen besaß. Er begründete ein eigenes Handlungsgeschäft und war so glücklich, in den ersten Jahren nach seiner Etablirung alle seine Unternehmungen von dem besten Erfolge begleitet zu sehen, so daß der kleinen Familie, anspruchslos und sparsam wie sie war, sich die freundlichsten Aussichten in die Zukunft eröffneten.

Aber wie eine zarte Blüthe durch tausend Zufälle vernichtet werden kann, sei es, daß der Sturm

sie abbricht oder der Frost sie berührt, daß die Sonnenstrahlen sie verbrennen oder Regenströme sie entblättern, so hängen auch Handel und Gewerbe von einer Menge Conjunkturen, d. i. äußern Verhältnissen und Begebenheiten, schwankenden Zufällen und Einwirkungen ab, welche häufig ein blühendes Geschäft schnell, wie der Frost die Blüthe, und schneller zerstören, als es durch die Umsicht und Thätigkeit seines Besitzers emporgehoben worden war. Diese traurige Erfahrung hatte auch Ehrenberg machen müssen. Durch Mißwachs und Theuerung war eine allgemeine Geschäftsstockung und Handelskrise eingetreten, welche viele ansehnliche Handlungshäuser ruinirte, und bei dem Falle eines solchen, dem Ehrenberg beträchtliche Werthe anvertraut hatte, verlor er fast sein ganzes Vermögen. Welch' trauriges Aufschrecken für einen braven Mann aus den süßesten Hoffnungsträumen von einer sorgenfreien Zukunft!

Ehrenberg, nachdem er vergebens alle nur möglichen Schritte gethan, das Seinige wenigstens theilweise zu retten, suchte mit den geringen ihm verbliebenen Mitteln sein Geschäft in verkleinertem Maßstabe fortzubetreiben. Allein die Zeitumstände gestalteten sich immer ungünstiger, immer spärlicher wurde die Cirkulation des Geldes, selbst die fleißigste Arbeit fruchtete nichts, und so mußte endlich auch er, von allen Seiten gedrängt, zu dem harten Entschlusse gelangen, sein mit so vieler Liebe gepflegtes Geschäft aufzugeben, die Ueberreste seines Vermögens seinen Gläubigern zu ihrer theilweisen Befriedigung zu über-

lassen, und für sich selbst in einem andern Handlungshause, das sich behauptet hatte, eine Stelle als Buchhalter zu suchen.

Auch in dieser Stellung, welche, so achtbar sie war, für den vorher selbstständigen Mann durch ihre Abhängigkeit doch etwas Drückendes hatte, wußte Ehrenberg mit Auszeichnung zu wirken. Bald war er, wie man zu sagen pflegt, die rechte Hand seiner Chefs und besaß nicht nur ihre Liebe und Achtung, sondern auch ihr unbegrenztes Vertrauen. Es wurden ihm die allerwichtigsten Unternehmungen und Geschäfte, womit zuweilen auch Reisen verbunden waren, übertragen; er ward die Seele des Etablissements. Und diese rastlose fruchtbringende Thätigkeit, wiewohl ihre Resultate in der Hauptsache nicht ihm selbst zu gute kamen, dem sie in seinem eigenen Geschäfte so sehr zu wünschen gewesen wären, brachten doch auch ihm einen wesentlichen Gewinn: sie ließen ihn sein eigenes Unglück mehr und mehr vergessen und bewahrten ihm jene gehobene Stimmung, jenes lohnende Selbstbewußtsein, welche den Menschen nach treuer Pflichterfüllung zu beseelen pflegen und ihn zu immer weiterem Schaffen und Wirken anregen. So kam es daß er, ganz für seine Berufspflichten lebend, ungeachtet seiner traurigen Erfahrungen Abends stets heiter zu den Seinigen zurückkehrte, um in angenehmer Unterhaltung mit der geliebten Gattin und in zärtlichen Liebkosungen seines Kindes von den Mühen des Tagewerks Erholung zu finden.

Eines Tags kam Ehrenberg sehr ernst gestimmt,

fast niedergeschlagen nach Hause. Agathe, dieß sogleich bemerkend, suchte durch verdoppelte Aufmerksamkeit gegen den Gatten, durch das freundlichste Entgegenkommen die Wolken von seiner Stirne zu verscheuchen, und als ihr dieß nicht sobald gelingen zu wollen schien, erlaubte sie sich in der vorsichtigsten Weise einige Fragen, um ihm eine Aeußerung über die Ursache seines plötzlichen Kummers zu entlocken. So erfuhr sie dann allmälig zu ihrer nicht geringen Bestürzung, daß Ehrenbergs Prinzipal die Absicht habe, ihn mit reichen Schiffsladungen nach Brasilien zu schicken, um dort für Rechnung des Hauses eine Commandite zu errichten.

Die Propositionen, welche man Ehrenberg für den Fall des Gelingens dieser Unternehmung gemacht hatte, waren zu vortheilhaft, als daß er eine Ablehnung mit den Pflichten gegen sich selbst und die Seinigen hätte vereinbar finden können. Sie eröffneten ihm ja von Neuem die Aussicht auf eine gänzlich sorgenfreie Existenz, auf die Wiedererlangung des verlorenen Vermögens und der Selbstständigkeit, welche mehr oder weniger das Ideal des strebsamen Mannes ist und auch das seinige gewesen war.

Bald schon sollte er sich einschiffen, das war das Härteste an der Sache. Der Gedanke, schon in Kurzem sich von den lieben Seinigen trennen zu müssen, beschwerte sein Herz mit Centnerlast, verdüsterte den im Uebrigen vor ihm so heiter sich aufthuenden Blick in die Zukunft. Mit möglichster Schonung brachte er auch dieses der in bangem

Schweigen ihm zuhörenden Gattin bei, und als er geendet und sie in einen Thränenstrom ausbrach, schloß er sie zärtlich in seine Arme und suchte sie zu trösten.

„Fasse Muth" sagte er, „mein theures liebes Weib! Es ist Gottes Finger, der die Fäden unserer Schicksale leitet; ihm müssen wir gehorchen und vertrauen. Hart wird für uns die Trennung sein, jedoch, sie wird nicht allzulange währen, denn sobald das neue Geschäft in hinlänglich schwunghaftem Gange ist, um nachhaltigen Bestand zu versprechen, wirst du mir nachfolgen über das Meer mit unserm lieben Kinde und Gott wird Euch schützen, auf daß wir im Lande der Palmen uns für immer wieder vereinigen. Mit der Hoffnung auf diese glückliche Zeit wollen wir die Trübsal der Trennung zu beschwichtigen suchen; wir wollen als Christen die Bahnen verfolgen, welche uns die göttliche Vorsehung vorgezeichnet hat, und auch in der Ferne uns unverbrüchlich treue Liebe bewahren. Für die Mittel zu deiner Existenz während unserer Trennung ist die beste Fürsorge getroffen, indem du im Genusse meines ganzen bisherigen Gehaltes bleibst. Sollte dir sonst etwas begegnen, wozu du eines männlichen Beirath's oder Schutzes bedarfst, so wende dich vertrauensvoll an den Herrn unseres Hauses, der sich deiner wohlwollend annehmen wird, oder an meinen Freund N., welcher auf die Dauer meiner Abwesenheit die Buchhalterstelle versieht."

Ein Seufzer entwand sich unwillkürlich der Brust der geängsteten tiefbewegten Agathe, als ihr Gemahl

geendet hatte. Sie würde gewagt haben ihm von dem Schritte abzurathen, allein seine Gründe für Annahme des ehrenvollen und vielversprechenden Antrags, wie er sie auseinandersetzte, waren so schlagend, so wohldurchdacht, daß Agathe es nicht wagte, eine Einwendung dagegen zu machen, sondern ohne Widerspruch ihre Einwilligung gab. So groß ihr Schmerz auch war, sie suchte ihn zu unterdrücken, sich unbefangen zu zeigen, um den Kummer des geliebten Gatten nicht zu vergrößern, dem man es wohl anmerkte, wie er sich anstrengen mußte, ihn niederzukämpfen.

Vier Wochen später schiffte Ehrenberg sich zu Bordeaux ein. Agathe hatte sich beim Abschiede gefaßter gezeigt, als man von einem zarten Weibe hätte vermuthen sollen. Sie war zu sehr Christin, um nicht mit Ergebung sich einer schweren Prüfung zu unterwerfen, welche augenscheinlich von der Vorsehung ihr vorbehalten war. Ueberdieß hatten auch die Hoffnungen auf das zukünftige Glück, welche allabendlich ihr Gatte in den lebhaftesten Farben vor ihr entrollte, allmälig festen Boden in ihr gewonnen, und sie hing diesen Gedanken anfangs träumerisch, bald aber mit mehr und mehr Selbstbefriedigung nach, bis sie sich endlich in ihr fixirten, was wesentlich dazu beitrug, ihr den schweren Abschied zu erleichtern.

Wie weise hat es der Schöpfer doch eingerichtet, indem er dem Menschen die Zukunft verschleierte. Während bereits der Tod in unsern Gebeinen wühlt, spielt noch die Phantasie mit lieblichen Bildern einer baldigen Genesung, um das Gräßliche uns zu ver-

hüllen. Während schon das tückische Schicksal vernichtende Schläge nach dem Marke unsers Lebensbaumes führt, können wir uns noch in süßen Hoffnungsträumen wiegen! Also auch unsere gute Agathe! Ihre heißesten Wünsche folgten dem Gatten in dem schwankenden Schiffe auf den Wellen des unermeßlichen Oceans, ihre inbrünstigsten Gebete stiegen täglich zu wiederholten Malen zu dem Vater über dem Himmelszelte empor; und hatte sie hiedurch dem Drange ihres Herzens Genüge gethan, dann schweifte ihr Geist den Jahren voraus in eine spätere Zeit hinüber, die ihr so angenehm, so glückselig erschien; sie baute sich, wie man zu sagen pflegt, die reizendsten Luftschlösser. Sie ahnete nicht, daß diese schon vernichtet waren, während sie noch daran baute, ahnete nicht, daß die Prüfung, welche durch die Trennung von dem Gatten ihr auferlegt worden war, nicht die letzte und schwerste sei, die Gott über sie zu verhängen in seinem Rathe beschlossen hatte.

Das Schiff, auf welchem Ehrenberg sich befand, nahm seinen Weg über Lissabon nach der Westküste Afrika's, um von da über die schmalste Stelle des atlantischen Meeres nach Brasilien auf der Ostküste Süd-Amerika's überzusetzen. Etwa am vierzehnten Tage nach der Abreise von Bordeaux in der Nähe der Inseln des grünen Vorgebirges wurde der Kauffahrer von Seeräubern überfallen, nach hartnäckigem Widerstande übermannt und mit seiner reichen Ladung zur Beute gemacht. Mannschaft und Passagiere wur-

den mit Ketten belastet in die Sklaverei abgeführt wo das traurigste Loos ihrer wartete.

Wir verlassen hier den braven Ehrenberg. Welche Feder möchte sich auch gern damit befassen, die schweren körperlichen Leiden, denen er unterworfen ward, zu beschreiben, wer vermöchte vollends die Seelenqualen zu schildern, welche sich des Unglücklichen bemächtigten bei dem Gedanken an die treue Gattin, an das geliebte Kind! Gar häufig entfiel das Ruder, an welches man auf dem Piratenschiffe ihn gefesselt hatte, seinen kraftlosen Händen, wenn diese im Uebermaße seines Schmerzes unwillkürlich zum Gebete sich falten wollten oder die ungestümen Schläge des blutenden Herzens ihn für einige Sekunden überwältigten, bis die Peitsche der Barbaren, seinen entblößten, sonnenverbrannten Rücken zerfleischend, ihn zu dem Bewußtsein zurückbrachten, in welchem krassen Elende, in welcher namenlosen Verlassenheit er sich befand.

Jedoch, er war von Gott mit einem festen christlichen Glauben gesegnet, mit dem Glauben eines Märtyrers, welcher die scheußlichsten Qualen in dem stolzen Bewußtsein erduldet, nachdem er ihnen körperlich erlegen in das ewige Leben einzugehen, und im Angesichte Gottes mit den Seinigen wieder vereint zu werden. Nur dieser Glaube belebte ihn noch; eine Hoffnung auf das irdische Dasein beseelte den Unglücklichen nicht mehr.

Schon einige Monate seit seiner Abreise waren verflossen, ohne daß Agathe irgend eine Nachricht von

ihrem Manne erhalten hätte, als eines Tages der Chef des Handlungshauses, in dessen Diensten Ehrenberg stand, dessen bekümmerte Gattin zu sich rufen ließ, und nach den Berichten eines Matrosen seines vormaligen Schiffes, welchem es gelungen war, den Corsaren zu entfliehen und mittelst eines englischen Schiffes nach Europa zurückzukehren, ihr eröffnete, was wir bereits wissen. Zugleich fügte er bei, daß nach dem großen Verluste, welchen er durch dieses beklagenswerthe Ereigniß erlitten, er sich außer Stande befinde, ihr auch ferner den Gehalt ihres Mannes zu ihrer Subsistenz zu verabreichen. Als Unterstützung ein für allemal händigte er der erstarrten Agathe die Summe von hundert Franken ein und entließ sie unter Betheuerungen seines Beileids mit ihrer Noth und seines Schmerzes darüber, daß er diese nicht weiter zu lindern vermöge.

Vernichtet stand die gattenlose Frau und Mutter vor dem theilnehmenden nun selbst verarmten Manne, keines Wortes, keiner Regung mächtig, stier vor sich hinblickend, man könnte sagen eine lebendige Leiche. Noch hatte sie sich nicht ganz von der traurigen Katastrophe erholt, welche der Untergang des eigenen Geschäftes, der Verlust ihrer Habe in ihrem sonst so friedlichen Leben hervorgebracht hatte, und schon führte das unerbittliche Schicksal diesen neuen furchtbarern Schlag gegen sie um zu vernichten, was ihr nach dem ersten noch geblieben war: das stille Glück einer bescheidenen Existenz in der Vereinigung mit einem vortrefflichen Manne. Ihr durch Kummer ge-

schwächter Körper vermochte nicht, dem überwältigenden Eindruck dieser Unglücksbotschaft zu widerstehen, sie wankte, stürzte zusammen und ward von krampfartigen Erscheinungen befallen. Erst dem herbeigerufenen Arzte gelang es, durch sehr starke Mittel ihre Krämpfe zu stillen, sie zum Bewußtsein zurückzurufen, worauf sie in ihre Wohnung und zu Bette gebracht wurde, um der benöthigten Ruhe zu genießen. Mehrere Tage verbrachte sie in heftigem nervösem Fieber, theilnahmslos gegen Alles um sie her. Nur einigemale in lichten Augenblicken rief sie den kleinen Theodor an ihr Lager und liebkoste ihn, oder betrachtete ihn unverwandt mit thränendem Auge, bis eben dadurch ihr Schmerz von Neuem aufgeregt wurde und sie in ihre Fieberschauer zurückfiel. Doch endlich erholte sie sich unter der sorgfältigen Pflege guter Menschen, welche sich liebreich ihrer annahmen. Ganz besonders gewann sie durch die Tröstungen ihres Beichtvaters, eines sehr würdigen Priesters, ihre geistige Fassung wieder, und ist nach solchen schweren Heimsuchungen nur erst der Geist geheilt, dann kräftigt bald sich auch der sieche Körper. Nach einigen Wochen konnte sie das Krankenlager verlassen, um sich von Neuem ganz der Pflege ihres, dem mütterlichen Herzen nun um so theurern kleinen Lieblings hinzugeben.

Nun erst vermochte sie ihre traurige Lage ganz zu überschauen.

Gleich einem schweren Wetter, welches an einem Morgen im Mai uns aufschreckt aus dem Genusse

der Frühlingswonne und unter Sturmesbrausen die Blüthen von den Bäumen schüttelt, hatten auch über ihr im Lenze des Lebens schon die Stürme sich entladen und aus dem Kranze ihrer Lieben den edelsten Zweig geraubt. Bei dem Gedanken an ihren unter mörderischen Qualen schmachtenden Gatten überkam sie eine unerträgliche Herzenspein. War er todt oder lebte er, und wo? Welchen Martern mußte er sich unterworfen sehen? Betrachtete sie ihr armes Kind, welches nur erst wenige Schritte auf dem dornenvollen Wege des Lebens zurückgelegt und schon so frühe den Vater verloren hatte, so war ihres Jammers kein Ende. Gedachte sie ihrer Zukunft und der ihres Kindes, — in welche düstere Nacht blickte sie da? Wie und womit sollte sie ihre fernere Existenz begründen?

„Wenn ich allein wäre," sagte sie zu sich selbst, „so würde ich mein Schicksal leichter tragen. Aber diese zarte Knospe zu sehen, der schützenden Blätterhülle beraubt, ehe sie sich entwickeln konnte, das ist es, was mein Herz am meisten bluten macht. Für mich allein würde ich leicht ein Unterkommen finden, um in schwerer Arbeit auf Augenblicke meinen Kummer zu vergessen. Aber wer nimmt mich mit dem Kinde? Oder soll ich mich von diesem trennen um unsers Unterhalts willen? Und wem könnte ich ihn anvertrauen, diesen kleinen Engel, das Einzige, was ich noch besitze, der mir die Züge meines unvergeßlichen Gatten wiedergibt? Sollte er auch die Mutter nicht mehr um sich sehen?"

In solchen Fragen und Entwürfen härmte Agathe sich ab, ohne eine Lösung zu finden. Nur das Gute hatte dieser Zustand, daß sich durch diese Anregungen der Mutterliebe auch ihr Muth hob und stärkte, denn was eine Mutter für sich selbst kaum vermöchte, das thut sie mit Freuden für ihr Kind. So ermannte sich mehr und mehr ihr Geist und unterdrückte ihre Zweifel. „Ich will den Muth nicht verlieren,“ sagte sie, „der himmlische Vater kennt meine Noth, nichts geschieht ohne seinen Willen, — er wird auch mich nicht verlassen.“ Und dann vor ihrem Kruzifixe niedersinkend erhob sie flehend ihre Hände zu dem Bilde des gekreuzigten Erlösers und sprach: „O du göttlicher Retter, du mein Erlöser, mit dessen Geburt auf Erden himmlische Engelchöre den guten Menschen Frieden und ewiges Heil verkündet haben, gib mir die Kraft, deine Schickungen mit Muth zu ertragen. Verleihe mir jenen Frieden der Seele, welcher nichts anderes als die vollkommenste Unterwerfung unter die Fügungen deiner Vorsehung ist, sei mein Beschützer und mein Stab, sei Vater meinem armen Kinde und gib, daß wir beide dich mit der wahren Liebe lieben und uns nie durch Undankbarkeit deiner Wohlthaten und Segnungen unwürdig machen. Lasse auch über uns deine Barmherzigkeit und Gnade sich erstrecken. Helfe uns Armen, beschütze uns! Amen!“

Fast immer während dieser inbrünstigen Gebete Agathens kniete auch der kleine Theodor an der Seite seiner Mutter nieder, und auch sein Herz öffnete sich vor dem Heilande, dem Freunde der Kindheit, und

seine Lippen stammelten jedes Wort der betenden Mutter nach. Man hätte glauben können, ein Engel liege hier am Fuße des Kreuzes und lasse von dem Altare des unbefleckten Herzens den Weihrauch der tiefsten Inbrunst aufsteigen zu dem ewigen Throne des dreimal geheiligten Gottes.

Die Mutter lächelte glückselig bei der Wahrnehmung dieser frühzeitigen Frömmigkeit ihres Kindes. Die Ruhe kehrte nach dem Doppelgebete in ihre beklommene Seele zurück, sie hielt ihr Gebet durch die Unterstützung dieser innigen Andacht des unschuldigen Kindes für erhört und ging mit neu auflebendem Vertrauen den kommenden Dingen entgegen. Eine solche erhebende Scene war diejenige, mit welcher wir unsere Erzählung eingeleitet haben, und an welche wir nun zum weiteren Verfolge derselben wieder anknüpfen wollen.

Die Lage der unglücklichen Agathe, so wie wir sie nun kennen, war gewiß schon eine äußerst traurige, aber sie wurde immer noch trauriger, je mehr von Tag zu Tage die Hilfsquellen versiegten, welche bisher der Verkauf entbehrlicher Habseligkeiten aus den Tagen ihres Wohlstandes an die Hand gegeben hatte. Jenes Paar seidener Strümpfe, welche sie, wie es in solchen Fällen häufig geschieht, unter dem Werthe hatte losschlagen müssen, war das letzte derartige Besitzthum gewesen; Alles bis auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse war verkauft, ihre Bedrängnisse erreichten die höchste Stufe und noch hatte sie zu keinem Entschlusse kommen können, was sie ergreifen,

womit sie künftig sich ernähren wollte. Die Noth drängte, es mußte etwas geschehen. Da ging sie zu ihrem Beichtvater, diesen um seinen Rath zu befragen. Er besprach alle Umstände gründlich mit ihr, bedachte sich lange und gab ihr endlich den Rath, Paris zu ihrem künftigen Aufenthaltsorte zu erwählen, indem sie in jener großen Stadt viel leichter Gelegenheit und Mittel finden werde, ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu erwerben. Er erbot sich, ihr das nöthige Reisegeld zu verschaffen, indem er ihr zugleich ein Empfehlungsschreiben an einen Freund und ehemaligen Studiengenossen versprach, welcher nun Oberpfarrer an einer der Hauptkirchen von Paris, nämlich an der Kirche des heiligen Thomas von Aquino war. Von diesem hoffte Agathens Beichtvater auf seine Fürbitte und Empfehlung den thätigsten Beistand zur Linderung der Noth der unglücklichen Mutter.

Agathe, der in ihrer verzweiflungsvollen Lage jeder Ausweg willkommen erschien, willigte in den Vorschlag ohne Bedenken ein. Welche Schwierigkeiten auch damit verbunden sein mochten, trauriger, als ihre Lage schon war, konnte sie nicht mehr werden. Sie traf ungesäumt ihre Vorbereitungen und befand sich bald nach der Unterredung mit ihrem Beichtiger sammt dem kleinen Theodor auf der Reise nach Paris, welches sie ohne besondern Zwischenfall erreichte.

Dort suchte sie gleich nach ihrer Ankunft die Kirche des heil. Thomas von Aquino, sodann das Haus des Oberpfarrers auf, um ihr Empfehlungsschreiben abzugeben. Unglücklicherweise fesselte diesen

eine heftige Krankheit an das Bette, aus welchem Grunde unsere Hilfesuchende nicht nur nicht vorgelassen werden konnte, sondern auf das Verlangen, dem hohen geistlichen Herrn vorgestellt zu werden, selbst für mehrere Wochen verzichten mußte.

So niederschlagend dieses Resultat ihres ersten Schrittes in der Hauptstadt war, so fügte sich Agathe doch mit vollkommener Ergebung in ihr Schicksal. Sie miethete unweit der Kirche von Aquino ein kleines Zimmer, richtete es mittelst der wenigen mitgebrachten Möbel und Geräthschaften so wohnlich als möglich ein und beschloß, unter Vermeidung jedes Umganges sich ganz auf diesen kleinen Raum mit ihrem Theodor zurück zu ziehen.

Wie sehr die unglückliche Frau aber auch Berührungen mit ihrer Umgebung zu vermeiden trachtete, und wie sorgsam sie bestrebt war, ihre peinliche Lage zu verbergen und ihren Kummer nicht zur Schau zu tragen, sondern in sich selbst zurück zu drängen, so war doch beides einigen Mitbewohnern des Hauses nicht entgangen. Diese boten ihr leichte Arbeiten an, um ihr dadurch in der schonendsten Weise eine Unterstützung zuzuwenden. Bereitwillig unterzog sich Agathe diesen Beschäftigungen und arbeitete fleißig ohne Unterbrechung den ganzen Tag. Ja, oft selbst hätte man sie noch um Mitternachtszeit beim düstern Scheine einer Oellampe über ihrer Arbeit finden können. Dessen ungeachtet belief sich natürlich ihr Verdienst nicht hoch, da weibliche Handarbeiten als Strick- und Stickereien, Häckel- und Näheaibeiten nicht sonderlich

bezahlt zu werden pflegen. Jedoch, Agathe war zufrieden mit ihrem bescheidenen Erwerbe und beklagte sich eben so wenig darüber, als sie überhaupt über ihre Dürftigkeit murrte, indem sie ihren Trost in dem Bewußtsein fand, sie nicht verschuldet zu haben. Voll Demuth unterzog sie sich allen Entbehrungen der Armuth, allen Beschwerden ihrer mühseligen Arbeit und mit Fassung trug sie jenen Schmerz, welchen eine Mutter in ihrer Lage über das Loos ihres Kindes empfinden muß, dessen Lebensmorgen so frühe schon durch düstere Wolken verfinstert wird. Ungeachtet der Erniedrigung ihrer Stellung in der menschlichen Gesellschaft behauptete sie die Würde einer gebildeten Frau. War ihr Gewissen doch ruhig und rein, lag doch nichts hinter ihr auf ihrem Lebenspfade, dessen sie sich hätte zu schämen gehabt, oder wodurch ihre Frauenwürde auch nur in den geringsten Schatten gestellt worden wäre. Ihr starker Glaube und die christliche Religion ließen sie nicht sinken, sondern erhoben sie über die Widerwärtigkeiten dieser Welt, heilten ihre Wunden und gaben ihr Seelenstärke, ihre Bürde um Gottes willen und zu seiner Verherrlichung zu tragen.

Darin besteht eben die wunderbare, göttliche Kraft des Glaubens und der Religion, dieser Sendboten des Himmels, daß sie uns aufrichten und stützen, wie schwer auch die Prüfungen auf uns lasten mögen, und daß sie uns vor dem Falle, vor Verzweiflung bewahren, indem sie uns für die irdischen Leiden den höchsten Lohn in jenem unerforschlichen Jenseits verheißen!

Wir dürfen übrigens nicht glauben, daß Agathens Dasein ganz freudenlos gewesen wäre. Die natürliche Zärtlichkeit ihres Kindes entschädigte sie für Vieles, was sie entbehren mußte, und versüßte ihre Abgeschiedenheit. Gar oft legte sie hurtig die Arbeit aus den Händen um den kleinen Theodor zu sich heranzuziehen, und herzte und küßte ihn voll seligen Entzückens. Das Kind hatte bemerkt, daß es den Schmerz der Mutter vermehre, wenn es von seinem Vater sprach. Es suchte daher diese erschütternden, stets von Thränenströmen der unglücklichen Frau begleiteten Erinnerungen seinerseits möglichst zu vermeiden, indem es den Namen des Schöpfers seiner Tage nur in dem Gebete nannte, welches seine Mutter ihm gelehrt. Unbekannt mit den Leckereien, den Zerstreuungen und dem Kleiderluxus, welche den Kindern wohlhabender oder reicher Eltern im Ueberflusse zu Gebote stehen, fühlte Theodor die Entbehrungen nicht, denen er fast von seiner Geburt an unterworfen war. In kindlicher Begnügsamkeit und mit dem köstlichen Appetite eines sechsjährigen Knaben verzehrte er lächelnd sein schwarzes Brod. Seine Mutter vergaß hierüber oft den Gram, daß sie ihm nichts Besseres zu bieten vermochte.

In diesem Stillleben waren Agathe die ersten vier Wochen seit ihrer Ankunft in dem lärmenden und schwelgenden Paris schnell dahin geflossen. Nur höchst selten hatte sie bis dahin ihre Wohnung verlassen. Sie kannte in der großen prachtvollen Stadt noch keine andere Straße als diejenige, welche zur

Kirche des heiligen Thomas führte und in welcher sie zugleich ihre wenigen Lebensbedürfnisse einkaufte. Ihre Religionsübungen und die Liebkosungen ihres Kindes ersetzten ihr die ganze Außenwelt.

Endlich fanden die Gebete der frommen Dulderin Erhörung, ihr Vertrauen wurde gekrönt, der Vater der Wittwen und Waisen kam ihr zu Hilfe, der erste schwache Strahl einer neuen Glückssonne begann ihr trübes Schicksal zu erleuchten.

2.

## Der Geistliche.

Die Blumen des Feldes waren abgestorben und die Bäume ihres grünen Schmuckes beraubt. Der melodische Gesang der gefiederten Frühlingsboten erfüllte nicht mehr die Aue, den Hain; weichend vor der rauhen Jahreszeit hatten sich die munteren Sänger in wärmere Erdstriche zurückgezogen. Die ganze Natur bot nichts Anziehendes mehr für die menschlichen Sinne, sondern bereitete sich vor, das Trauerkleid eines eisigen Winters anzulegen. Es war der Monat Dezember herangekommen. Bereits verdüsterten einzelne Schneeschauer die Atmosphäre und entluden sich zuweilen in dichten Flocken, welche der Wind nach allen Richtungen durch die Lüfte trieb, bevor sie zur Erde niederfielen, um diese vorübergehend mit einem weißen Leichentuche zu bedecken.

Klappernd bewegten sich an den Fenstern unserer guten Agathe die schlechtgefügten Scheiben in den

bleiernen Einfassungen bei jedem Windstoße hin und her, so daß die hungrigen Vöglein, welche in der Fensterbrüstung zuweilen etwas Nahrung suchten, vor diesem unheimlichen Geräusch erschrocken die Flucht ergriffen. Und gar manchmal, wenn ein stärkerer Windstoß brausend die traurige Mansarde erschütterte, flüchtete auch der kleine Theodor furchtsam zu seiner Mutter, welche emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt vor dem Kamine saß, in dem einige Lohballen mehr Rauch als Wärme verbreiteten.

Zuweilen ließ Agathe unwillkürlich die Hände in den Schooß fallen und neigte ihr Haupt, von bangen Sorgen erfüllt. Der Winter klopfte so ernsthaft an und sie hatte kein Holz, und keine Mittel um welches zu kaufen. Kaum ja reichten ihre geringen Einnahmen zu der dürftigen Nahrung hin; was sollte sie beginnen, wenn erst strengere Kälte eintrat und mit dieser nicht nur nachhaltigeres Heizungsmaterial sich nöthig machte, sondern gleichzeitig auch, wie dieß zu geschehen pflegt, die Preise aller Nahrungsmittel stiegen? — Ihr guten Kinder begreift noch nicht, mit welchen schweren Sorgen eure Eltern Das herbeischaffen müssen, was zu eurer Nahrung und Bekleidung, mit Einem Worte zu eurer Lebensnothdurft gehört, wenn gleich ihr es in eurer Unerfahrenheit oft für gering erachtet und unzufrieden damit seid.

So saß eines Tages in sorgenvolle Gedanken vertieft und fröstelnd Agathe wieder am Kamine, als sie an die Thüre klopfen hörte. Sie erschrack. Wer konnte zu ihr kommen, der armen verlassenen Frau?

Was wollte man von ihr haben? Dieser Gedanke machte sie zittern; er ist das Schreckbild des Bedrängten. Aengstlich durch seine Noth, furchtsam durch seine Verlassenheit lebt er in einem Zustande fortwährender Spannung und Erregtheit. In Allem sieht er nur Unglück und Verfolgung, denn an Glück und Annehmlichkeit ist er nicht gewöhnt. So kommt es, daß er gleich dem Bösen zusammenschrickt bei jedem plötzlichen Geräusch, daß er sich fürchtet und scheut, wenn ein Mensch nur Miene macht, auf ihn zuzugehen.

Man erzählt sich in dieser Beziehung eine hübsche Anekdote von einer armen Wittwe, welcher herzlose Gläubiger ihr Letztes genommen hatten, nämlich ihre Kuh, von der sie sich nährte. In stiller Verzweiflung, den Anblick der Menschen meidend, saß sie Tage lang in ihrem Kämmerlein und weinte und härmte sich ab, was sie nun beginnen solle. Da dringt ein Laut zu ihrem Ohr, sie schrickt auf, es wird ihr unheimlich und bange. Wiederum vernimmt sie den Laut, dießmal deutlicher; er kommt ihr vor wie das Blöken einer Kuh. Aber ihre Kuh ist ja fort, darum erschrickt die Aermste heftiger, es wandelt sie an wie Gespensterfurcht. Und wieder hört sie den Ton! Sie kann sich nicht mehr täuschen, es ist das Brüllen einer Kuh und scheint ganz deutlich aus ihrem eigenen verödeten Stalle zu kommen. Die Angst läßt sie nicht bleiben, doch wagt sie vor Angst auch nicht hinauszugehen. So steht sie zitternd und spricht ein Stoßgebet. Das verfehlt seine Wirkung

nicht; es bringt einen wohlthätigen Umschwung in ihr hervor, es beschwichtigt ihre Bangigkeit und erhebt ihren Muth, so daß sie endlich, nachdem das Blöken anhaltend und immer deutlicher ertönt, sich entschließt, im Stalle nachzusehen. Noch betet sie schnell einige Bittseufzer, macht das Zeichen des Kreuzes, dann wagt sie, die Thüre zu öffnen. Und siehe, ihre Kuh ist wieder da und schaut sie zutraulich an als wolle sie sagen: gräme dich nicht mehr, ich werde auch ferner dein Leben fristen; und ein Kranz, welcher um ihre Hörner geschlungen ist, umschließt ein Blatt Papier, auf dem geschrieben steht, daß auf die Kunde von der armen frommen Wittwe Noth ein Wohlthäter die Kuh wieder angekauft hat, um sie ihr zum Geschenke zu machen, unter der Bedingung jedoch, daß sie nicht nach seinem Namen forsche. Und wieder erbebt die arme Wittwe, aber diesesmal vor freudiger Ueberraschung; Thränen der Rührung perlen über ihre abgehärmten Wangen und mit gefalteten Händen ruft sie aus: Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit. Amen!

Aehnlich erging es unserer Dulderin Agathe. Schüchtern öffnete sie nach wiederholtem Klopfen die Thüre; aber ihre Angst verwandelte sich in Beruhigung und Freude, als sie sich von einem jungen Geistlichen begrüßt sah, welcher die Frage an sie richtete, ob sie Frau Agathe Ehrenberg sei. Sie bejahete, indem sie ihn zugleich einlud in ihr Zimmerchen zu treten, wo sie mit artigen Worten ihm einen Stuhl anbot.

Nachdem er sich gesetzt und auch die Wittwe ihren Platz wieder eingenommen hatte, musterte der Geistliche mit theilnehmenden Blicken ihr Zimmer, ihre ärmliche Einrichtung und eröffnete ihr sodann, daß er im Auftrage des Oberpfarrers der Kirche des heiligen Thomas von Aquino komme, an welchen sie von ihrem ehemaligen Beichtvater empfohlen worden, daß derselbe wieder hergestellt sei und sie ersuchen lasse, sich baldigst zu ihm zu begeben, um sich wegen ihrer Zukunft und wegen der Erziehung ihres Kindes mit ihr besprechen zu können.

Mit herzlichen Worten dankte ihm die hocherfreute Agathe für das Wohlwollen, welches ihn ungeachtet des rauhen Winterwetters in ihre Wohnung geführt, und versprach, noch am nämlichen Tage bei dem Herrn Oberpfarrer zu erscheinen.

Der Caplan seinerseits richtete hierauf einige freundliche Worte an Theodor. Der offene Blick wie die verständigen Antworten desselben schienen ihm überaus wohl zu gefallen, und einen besonders guten Eindruck machte es auf ihn, als Theodor ein Lied auf die heilige Weihnachtszeit, welches ihn Agathe gelehrt, ohne Anstoß hersagte. Der Geistliche hob den Knaben auf seine Kniee, umarmte ihn zu wiederholten malen, öffnete endlich sein Brevier, zog aus demselben ein wunderschönes Bild des Christuskindes hervor und schenkte es Theodor, worauf er sich von der kleinen Familie verabschiedete.

Wir werden schwerlich irren, wenn wir vermuthen, daß diese einfache Scene doch von sehr

wichtigen und wohlthätigen Folgen für das künftige Schicksal der Wittwe und ihres Sohnes war. Unbewußt hatte dieser das Herz des Caplans gewonnen, dessen Bericht nicht ohne entscheidenden Einfluß auf die Entschließungen des Oberpfarrers bleiben konnte, der ihn gesendet hatte. Die gute Meinung aber, das Wohlwollen eines so hochgestellten Priesters ist unter allen Umständen von großem Werthe. Denn würde er wirklich keine Mittel finden, selbst zu helfen, so besitzt er einen mächtigen Einfluß auf die Herzen Anderer, die mit Glücksgütern gesegnet nur seines Winkes harren, um ihre Hilfsquellen nach dieser oder jener Seite sich ergießen zu lassen.

Der Caplan entwarf bei seiner Rückkehr von Agathe dem menschenfreundlichen Oberpfarrer eine treue Beschreibung dessen, was sich seinem Auge dargeboten hatte. Mit beredten Worten schilderte er ihm die schwarzen baufälligen Wände, das ärmliche Hausgeräthe und all' das Elend der jungen und schon so unglücklichen Frau. In den lebhaftesten Farben zeichnete er sie selbst, ihr sittsames, bescheidenes, gebildetes Wesen, ihre fromme Ergebung in den Willen des Höchsten. Er erzählte ihm auch von der Liebenswürdigkeit des eben so zarten als lebhaften Knaben, indem er ihn einer Knospe verglich, welche, noch ehe sie sich entfalten kann, von rauhen Stürmen berührt wird, die sie mit Vernichtung bedrohen wenn man ihr nicht rechtzeilig Schutz gewährt.

Der Oberpfarrer, welcher seinen Caplan aufmerksam und schweigend angehört hatte, war innig

gerührt. Hatte schon die schriftliche Empfehlung seines Freundes, des ehemaligen Beichtvaters Agathens, eine sehr gute Meinung von dieser in ihm erweckt, so wurde er in derselben durch den Vortrag seines Caplans, welcher sich auf eigene Ueberzeugung gründete, mehr und mehr bestärkt. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn den hochwürdigen Herrn das innigste Mitleid für die arme Agathe beseelte, ehe er sie nur gesehen oder selbst gesprochen hatte, und wenn er, noch bevor sie ihre Wünsche bei ihm angebracht hatte, fest entschlossen war ihr zu helfen, selbst auf die Gefahr der eigenen Entbehrung.

Agathe ihrerseits betrachtete in ihrer frommen Stimmung das Erscheinen des jungen Geistlichen als das eines Himmelsboten, und alles was sie von ihm vernommen hatte als die Stimme Gottes und seiner Vorsehung. Sie kleidete sich so gut an, als ihre dürftige Garderobe es gestattete, verwendete nicht weniger Sorgfalt auf den Anzug Theodors, welcher sie begleiten sollte, und verließ sodann ihre Dachstube, um sich in die Behausung des Oberpfarrers zu begeben. Daselbst angelangt, ließ sie sich melden. Sie hatte nicht lange zu warten, sondern wurde augenblicklich von dem hohen Herrn vorgelassen, in welchem sie das vollendete Muster eines ehrwürdigen, alle Herzen sogleich gewinnenden Priesters fand.

Agathe täuschte sich auch nicht in dieser guten Meinung, welche sie von ihrem Beschützer schon nach dem ersten Anblick faßte. Ausgebreitete Kenntnisse, lebhafter und mit Aufklärung gepaarter Eifer, tiefe

Frömmigkeit, innige Liebe zu seinen Pfarrkindern und das wohlwollendste Interesse für das wahre Wohl derselben, denen er Vater Freund und Tröster war, hatten ihm allgemeines Vertrauen und große Verehrung erworben. Jedermann kannte und schätzte seine ausgezeichnet guten Eigenschaften, nur er allein schien sie nicht zu kennen.

Aber seine unermüdliche Liebe gegen Unglückliche war ohne Zweifel die vorzüglichste dieser Eigenschaften, welche alle andern überstrahlte. Das erhabenste Gefühl, das der Schöpfer in das Herz vernünftiger Wesen gelegt hat, ist doch die Nächstenliebe. Diese Tugend, eine Tochter des Himmels gleich der Religion, welche sie hervorbringt, wirkt Gutes im Verborgenen; mit demuthsvoller Bescheidenheit entzieht sie dem Auge ihre Gaben, wählt nur Gott zum Zeugen ihrer Werke, und unsichtbar ihre Bahnen verfolgend, läßt sie doch überall Spuren ihres gesegneten Wirkens, ihrer Wohlthaten zurück. Unerschöpflich in der Kunst, sich Hilfsmittel zu verschaffen, um die Thränen der Unglücklichen zu trocknen, gießt sie Balsam des Trostes in das verzagende Herz, dem sie sanft ihre großmüthige Hand verbirgt. Sie hütet sich sorgsam die Wunden, die sie heilen will, schmerzhaft zu berühren oder das Dankgefühl und die Empfindsamkeit derer zu verletzen, welchen sie ihre Hilfe darbieten will. Ungekannt und immer ein Füllhorn des Segens spendet sie ihren Trost, ihre Gaben nicht, um die Blicke auf sich zu lenken, sondern sie ahmt der Vorsehung nach, welche Schätze im Ueberflusse in den Schooß der Erde nieder-

legt, während die Menschen, zu deren Bestem sie bestimmt sind, sich sorglos dem Schlummer überlassen. Ein Friedensengel inmitten des irdischen Elends, erfüllt sie geräuschlos ihre himmlische Bestimmung und säet auf Erden, um in einer bessern Welt zu ernten. Erst am Tage des Weltgerichtes werden die Posaunen der Engel die meisten ihrer edlen Werke offenbaren, welche sie den Sterblichen zu verhüllen wußte, welche aber der ewige Weltenrichter in das Buch der Vergeltung eingeschrieben hat.

Dieses ist das Wesen oder das Bild der christlichen Nächstenliebe, welche die herrlichste Blüthe in dem Kranze der Tugenden war, der das Haupt des ehrwürdigen Oberpfarrers von St. Thomas von Aquino schmückte. In seinem Herzen waltete sie rein und lauter diese christliche Nächstenliebe, unvermischt mit Hintergedanken oder Nebenzwecken. Niemals war er bei den Schicksalsschlägen und Heimsuchungen, die seinen Nächsten darniederbeugten, gefühlloser Zuschauer geblieben, noch weniger hatte er je einem Unglücklichen, der selbst seine Hilfe anrief, die Hand verschlossen. Er war einer jener erhabenen, reinen, durch die Vorsehung berufenen Charaktere, welche, ein lebhaftes Abbild ihrer unerschöpflichen Güte, uns den Weg vorzeichnen, den wir zu wandeln haben, um tugendhaft und gottgefällig zu sein und verdienstvoll in das ewige Jenseits einzugehen. Seine hohen Eigenschaften hätten ihn zu den ersten Würden der Kirche befähigt, aber seine Bescheidenheit ließ es nicht zu sich zu einer solchen erheben zu lassen. Es wäre

ihm ja in einer hohen Stellung nicht mehr so leicht möglich gewesen, den Regungen seiner großmüthigen und edlen Seele folgend den Bedrängten beizustehen, als wenn er eine Stelle in ihrer unmittelbaren Nähe einnahm. Sein Pfarramt dagegen brachte ihn in beständige Berührung mit den Armen, Trost- und Hilfsbedürftigen, und so fand er in dessen Ausübung sein höchstes Glück.

Agathe wurde von dem Oberpfarrer mit rührender Güte empfangen. Wie ein wahrer Vater erkundigte er sich nach ihrer Lage. Sie hatte nicht nöthig auf wohlgesetzte Worte zu denken; das Vertrauen, welches der Anblick dieses Mannes sogleich einflößte und das Gefühl ihres unverschuldeten Unglücks legten ihr von selbst die rechten Worte in den Mund, und ihre Thränen sagten, was den Worten etwa fehlen mochte. So enthüllten sich dem tiefblickenden Menschenfreunde gar bald ihre schöne Seele, ihr lebhaftes Vertrauen zu Gott, ihre Religiosität und übrige Bildung, so daß sie schon in dem ersten Gespräche seine aufrichtige Achtung für sich gewann.

Bevor er ihr jedoch einen Gedanken mittheilte, welchen diese Achtung und der Wunsch, ihr zu helfen, alsbald in ihm erweckt hatte, richtete der Oberpfarrer noch verschiedene Fragen über Theodor an sie. Agathe, als umsichtige und kluge Mutter, forderte den Knaben auf, selbst die Fragen des geistlichen Herrn zu beantworten, und war auch Theodor im Anfange ein wenig schüchtern und verzagt, so wich in Folge des liebreichen Wesens des Oberpfarrers doch bald jede

Befangenheit von ihm und er antwortete beherzt und verständig auf die an ihn gerichteten Fragen. Auch ein kleines Examen über den Katechismus stellte der Oberpfarrer mit ihm an, und die wohlgetroffenen Antworten des Kindes erfüllten ihn mit großer Freude. Ganz erstaunt war er aber, als Theodor auf Verlangen seiner Mutter eine Ode auf die Geburt des Erlösers mit tieferem Gefühl und Ausdruck, als es seinem zarten Alter zuzutrauen gewesen wäre, und fehlerlos vortrug. Entzückt hob ihn der Oberpfarrer auf seine Arme und liebkoste ihn, indem er sprach:

„Bravo, mein kleiner Freund! Du bist ein prächtiger Junge, aus dem etwas Tüchtiges werden kann. Du hast mir große Freude gemacht und schon heute dir einen guten Platz in meinem Herzen erworben. Zum Beweise dessen will ich dir ein nützliches Büchlein schenken, in welchem du recht fleißig lesen wirst."

Bei diesen Worten nahm er aus seinem Bücherschranke ein zierliches, kleines Gebetbuch mit vielen prachtvoll gemalten Heiligenbildern sowie andern Darstellungen, und gab es dem überraschten Knaben. Und als dieser in ungezügelter kindlicher Freude über das prächtige Geschenk, welches an Schönheit und Werth alle seine bisherigen Habseligkeiten bei weitem übertraf, eifrig das Buch zu durchblättern begann und sich in die Betrachtung der schönen Bilder vertiefte, so daß er von den übrigen Anwesenden gar keine Notiz mehr zu nehmen schien, wendete der Oberpfarrer sich zu Agathe und sagte:

„Ich wünsche Ihnen Glück, gute Frau, daß Sie Ihrem Sohne schon frühzeitig religiöse Gefühle einzuprägen bestrebt gewesen sind, sein Herz dadurch gebildet, für edlere Eindrücke empfänglich gemacht haben. Mit einer solchen Erziehung erreicht man am ehesten und sichersten das Ziel, welches durch die Erziehung überhaupt angestrebt wird und darf sich der besten Früchte dieses Bestrebens versichert halten. Auch Ihnen wird die vortreffliche Erziehung Ihres Kindes einst süße, lohnende Früchte tragen. In Ihrem Sohne werden Sie sich selbst einen zweiten Beschützer heranbilden, nachdem der erste, Ihr Gatte, durch ein trauriges Geschick Ihnen entrissen wurde; an der Seite des Sohnes werden Sie endlich Ruhe, Trost und jenes Glück wieder finden, welches an der Seite des Gatten Ihnen nur so kurze Zeit beschieden war."

„Sehr viele Eltern schlagen bei der Erziehung ihrer Kinder falsche Wege ein, indem sie ihr Haupt-Augenmerk auf Nebensachen und mehr irdische Dinge richten, womit sie jenen den Kopf anfüllen und sie zerstreuen, anstatt zu allererst ihr Herz zu Gott hinzulenken und dadurch einen festen Grund für die weitere Bildung in ihnen zu legen. Diese Eltern bringen ihren Kindern allerdings eine gewisse Frühreife bei, welche auf den ersten Blick einnimmt und besticht; dieselbe gleicht aber den Treibhaus-Früchten, welche bei näherer Prüfung wässerig und geschmacklos befunden werden. Sie dagegen, Frau Ehrenberg, haben diesen Thoren nicht nachgeahmt, Sie

haben das richtigere Verfahren eingeschlagen zuerst für einen guten Grund, für eine gesunde Wurzel zu sorgen, welche in der Erziehung nichts anderes sind als Glaube, Religion. Deßhalb werden Sie an dem aus dieser Wurzel, auf solchem Grunde erwachsenden Baume auch gehaltreiche, edle, wohlschmeckende Früchte ernten. Ich kann Sie nur inständig bitten, auf dem eingeschlagenen Wege beharrlich fortzuschreiten, dann ist das Lebensglück Ihres Sohnes gesichert."

„Und nun lassen Sie uns von andern Dingen sprechen."

„Wie mir mein alter Freund, Ihr ehemaliger Beichtvater schreibt, sind Sie geschickt in allen weiblichen Arbeiten. Ich könnte Ihnen daher ein freilich nur sehr bescheidenes Plätzchen anbieten, wenn es Ihnen entspricht. Es ist nämlich die Weißzeugbewahrerin und Feinwäscherin unserer Parochie vor einigen Tagen gestorben und ihre Stelle noch nicht wieder besetzt. Steht Ihnen diese an, so wird es mir Vergnügen machen, dieselbe Ihnen zu übertragen. Nicht nur Ihnen wird diese Stelle Beschäftigung gewähren, sondern Sie werden selbst von Zeit zu Zeit noch einer Gehilfin bedürfen. Was Ihr Einkommen betrifft, so wird es zwar nicht glänzend sein, aber Ihren bescheidenen Ansprüchen und Bedürfnissen wird es genügen. Bedenken Sie sich die Sache und theilen Sie Ihren Entschluß mir bald mit. Ihres Sohnes Theodor werde ich mich später selbst noch ganz besonders annehmen."

Die überraschte Agathe hätte sich dem ehrwürdigen Pfarrer zu Füßen werfen mögen vor Freude und Rührung. Des Bedenkens bedurfte es nicht bei ihr, denn wie und wo hätte sie eine angemessenere Beschäftigung finden können, welche ihr einen nachhaltig gesicherten, nicht von Zufälligkeiten abhängigen Erwerb darbot, wie diese? Schon der Gedanke, unter einem Oberen zu dienen, der ihr wie ein Verbindungsglied zwischen dem Menschen und den Heiligen erschien, erfüllte sie mit Glückseligkeit. Sie nahm das Anerbieten des Oberpfarrers unter rührenden Dankesbezeugungen augenblicklich an, und verabschiedete sich sodann von dem edlen Menschenfreunde.

Nur wer selbst schon in dem Falle war, aus großer Noth und von drückenden Sorgen plötzlich befreit zu werden, vermag die Gefühle zu würdigen, mit denen Agathe den Heimweg zu ihrer öden Mansarde zurücklegte. Das Herz so leicht, die Gedanken unwillkürlich zu Gott erhoben, der ihr einen Retter gesandt, dann wieder auf der Zukunft weilend, die keine Schrecken mehr für sie hatte, das ganze Wesen von Zufriedenheit und Glückseligkeit erfüllt, wie sie solche seit dem Falle ihres Mannes nicht mehr empfunden hatte und welche sie erquickte wie der Morgenthau die Blume, so schritt sie dahin, ein erhabenes Bild der Frauenwürde, der innern Befriedigung für denjenigen, welcher sie hätte beobachten können. Zu Hause angekommen warf sie sich vor ihrem Cruzifixe nieder und dankte Gott inbrünstig, daß er sie und ihr unschuldiges Kind einem Elend

entrissen, welchem sie kaum noch einige Tage hätten zu widerstehen vermocht.

Auch Theodor war glücklich und hüpfte munter neben seiner Mutter her, nicht nur, weil er sie in anderer Stimmung sah als gewöhnlich, sondern auch aus Freude über das prächtige Gebetbuch. Er betrachtete es immer wieder von neuem und konnte lange nicht bewogen werden, es aus der Hand zu legen, bis endlich Hunger und Müdigkeit die Oberhand gewannen. Noch während seine Mutter ihn entkleidete gelobte er zu wiederholten malen, daß er recht artig sein und künftig noch viel fleißiger lernen wolle als bisher.

So zerstreuten sich die finstern Wolken, in welche Agathens Zukunft eingehüllt gewesen war, gleich einem leichten Nebel, den die Alles durchdringenden Sonnenstrahlen niederwerfen, um dem Sterblichen den Blick in die ewige Bläue des Himmels wieder zu gestatten, mit welchem er Trost, Hoffnung und Stärke einsaugt.

Noch am Abende ihres Lebens gewährte unserer Dulderin dieser denkwürdige Tag, an dem sich ihr Schicksal wendete, die angenehmsten Erinnerungen, denn keine Zeit hatte vermocht sein Andenken aus ihrem Gedächtniß, ihrer dankerfüllten Brust zu verdrängen.

## 3.

## Die Erziehung.

Wohl dem Menschen, der von Jugend auf an Thätigkeit und Fleiß gewöhnt worden ist. In welche

Lebensverhältnisse er auch kommen mag, er wird bestehen und sie glücklich überwinden. Seine Arbeitsamkeit gewährt ihm eine siegreiche Waffe gegen Noth und Anfechtungen aller Art, sie schützt ihn vor den Lockungen der Welt, vor dem Verfalle in Laster. Unter allen Gefallenen sind diejenigen noch am wenigsten zu beklagen, welche mindestens nicht arbeitsscheu sind, denn die Arbeit gibt ihnen Mittel und Wege an die Hand sich zu ermannen, ihre Fehler wieder gut zu machen, sich in der Liebe Gottes und in der Achtung der Menschen wieder zu erheben. Die Arbeit gereicht zudem nicht zur Schande sondern sie ehrt ihren Mann.

Wie viel unglücklicher würde unsere Agathe sich gefühlt haben, wenn sie nicht von Jugend auf zur Thätigkeit angehalten worden, wenn sie nicht so arbeitsam sondern vielmehr eine jener Frauen gewesen wäre, wie sie unsere Zeit leider so häufig hervorbringt, jener Frauen, welche in Folge einer fehlerhaften Erziehung sich mehr vor dem Spiegel als am Arbeitstische aufhalten, nicht durch ihre Geschicklichkeit, ihren Fleiß, sondern nur durch ihr Aeußeres zu glänzen wissen!

Dank ihrer natürlichen Neigung und guten Erziehung war Agathe keine dieser letzteren, welche der prunkenden aber geruchlosen Tulpe gleichen, oder dem prächtigen Papagei ohne Gesang; sie war immer thätig gewesen, daher fand sie sich auch leicht in ihre neue Stelle, welche ihr hinlängliche Beschäftigung bot. Die Instandhaltung der zahlreichen Ornate und Meßgewänder ihrer Kirche, die Aufbewahrung der-

selben nach jedesmaligem Gebrauche, die Weißwäsche sammt Ausbesserung, die Anfertigung neuer Spitzen und Stickereien, das alles gehörte zu ihren Obliegenheiten und erforderte bei sorgfältiger Behandlung viele Zeit. Wenn sie zuweilen Gehilfinnen nehmen mußte, so wählte sie die nämlichen, welche schon bei ihrer Amtsvorfahrerin Gehilfendienste verrichtet hatten; denn nach Agathens bescheidener Meinung hätten diese mehr Ansprüche auf die Stelle gehabt, als sie, durch deren Dazwischenkunft jener erdrängt worden waren. Dadurch sowohl als durch ihre übrigen Leistungen erwarb sie sich die Achtung und ganz besondere Zufriedenheit des Oberpfarrers, der jedesmal, wenn er am Schlusse des Monats ihr ihren Gehalt auszahlte, seine Anerkennung über ihr ganzes Verhalten aussprach.

Die äußere Lage der unglücklichen Frau war somit vollkommen befriedigend. Aber wie es so geht im menschlichen Leben, — wenn man eine Sorge überwunden hat tritt eine andere an deren Stelle. Agathe hatte keine Nahrungssorgen mehr aber es drückte sie, abgesehen von dem unstillbaren Kummer über das Schicksal ihres Gatten, nun eine andere Sorge und beunruhigte sie vom Morgen bis zum Abend.

Theodor hatte sein siebentes Jahr erreicht und es war Zeit, an seine Ausbildung zu denken. Seine Mutter wünschte sehnlich, ihm nun einen gründlichern und umfassendern Unterricht zu verschaffen, als sie selbst ihn zu geben im Stande war, und das Wie mit allen hieran sich knüpfenden Fragen und Bedenken war es, worüber sie sich allerhand Sorgen

machte. Sie hätte dieß nicht nöthig gehabt denn wir erinnern uns, daß der gütige Oberpfarrer ihr gesagt hatte, für Theodor werde er später noch besonders sorgen; oder es hätte wohl nur eines Wortes ihrerseits, nur einer zarten Anregung bedurft, um die ganze allerdings hochwichtige Frage zu ihrer vollsten Befriedigung zu lösen. Das wußte Agathe auch, dessen ungeachtet aber ging ihr die Sache im Kopfe herum. Die Mütter machen es nun einmal nicht anders; haben sie keinen Harm so schaffen sie sich einen vermöge ihrer übergroßen Zärtlichkeit und Besorgtheit für das Wohl der geliebten Ihrigen.

Agathe war, und zwar nicht mit Unrecht, der Meinung, daß in Theodor sehr gute natürliche Anlagen schlummerten. Jedoch vermochte sie nicht zu erkennen, wozu dieselben ihren Liebling besonders geschickt und geeignet machen würden, in welcher Richtung sie daher vorzugsweise geweckt und fortgebildet werden müßten. Darüber zerbrach sie sich den Kopf ohne zu einem Resultate zu gelangen.

Inzwischen unterließ sie nichts, um bis zur Lösung dieser Frage ihren Sohn durch Selbstunterricht für den künftigen noch mehr vorzubereiten, und das ist unstreitig das beste, weil eine sanfte mütterliche Leitung im zarten Alter von unverkennbar gutem Einfluß auf die Entwickelung des Menschen, und auf die Richtung seines Charakters für das ganze Leben ist.

Allerdings war Agathe jetzt sehr in Anspruch genommen und sie mußte die Unterrichtsstunden ihrer Handarbeit so zu sagen abringen. Aber einer Mutter

ist ja nichts unmöglich; Speise und Trank, Schlaf und Vergnügen, alles entbehrt sie gerne, wenn es zum Besten ihres Kindes gereicht.

Agathe stand früh auf, so daß sie ein gutes Stück ihrer Arbeit fertig hatte bevor Theodor erwachte, und sie sich dann nach eingenommenem Frühstück eine Stunde ausschließlich mit diesem beschäftigen konnte. Ebenso ermöglichte sie es, ihm Mittags und Abends eine Stunde zu widmen, indem sie, wenn er zur Ruhe gegangen war, noch lange aufblieb, um das in ihrer Arbeit Versäumte nachzuholen. Sie unterwies ihn im Lesen und Schreiben und ließ ihn sich selbst hierin üben, während sie wieder arbeitete. Sie erzählte ihm kleine lehrreiche Geschichten, welche geeignet waren das Herz zu bilden und religiöse Gefühle in demselben zu entwickeln, sie brachte ihm die ersten Kenntnisse der biblischen Geschichte, die ersten Begriffe von der Natur und den Geschöpfen bei, und zu diesem letzteren Zwecke benützte sie hauptsächlich Spaziergänge, welche sie gegen Abend oder an Sonntagen nach Verrichtung des Gottesdienstes mit Theodor unternahm. Alles, auch das scheinbar unbedeutendste, wußte sie nutzbar und lehrreich für ihn zu machen.

Bei dieser spielenden, durch Anschauung unterstützten Unterrichtsweise wurde das Kind nicht mit Lernen überladen, jedoch ließ sie es auch nie ganz unbeschäftigt sein, wohl wissend, daß Müssiggang des Lasters Anfang ist. Morgens, Mittags und Abends betete sie laut mit ihm, und manchmal sang sie zum Schlusse des Abendgebets einige Verse aus einem

Kirchenliede mit ihrer wohltönenden Stimme, was auf Theodor einen besonders bemerkbaren Eindruck machte.

Theodor seinerseits war sehr lernbegierig. Er hing mit grenzenloser Zärtlichkeit an seiner Mutter und folgte ihren Worten ohne einen Laut oder eine Miene der Unzufriedenheit und des Widerstrebens. Er war für sein Alter groß und stark, auch bereits verständig genug, um nach den Beispielen oder Erzählungen seiner Mutter die Wohlthat einer guten Erziehung zu begreifen. Unter diesen Umständen und bei Fernhaltung der nachtheiligen Einflüsse des Umgangs mit weniger gut gearteten Kindern darf es nicht Wunder nehmen, daß Theodor, frei von den so häufigen Fehlern der Kindheit, schon so frühe das wahre Muster eines wohlgesitteten braven Knaben war.

Agathe verfiel nicht in jenen Erziehungsfehler, den der Oberpfarrer ihr bezeichnet hatte. Sie war bedacht ihren Sohn in allem, was er sah, die Allmacht und Weisheit Gottes erkennen zu lassen, alle seine Gedanken und Begegnisse auf den Schöpfer derselben zurückzuführen. So bildete sie in ihm einen vortrefflichen Kern, und ist dieser im Menschen vorhanden, so bildet sich nach ihm und durch ihn auch das Aeußere, denn die edlen Eigenschaften des Geistes und des Herzens spiegeln sich in den Zügen des Menschen, in seinen Bewegungen, in seinem ganzen Wesen ab.

Wir wollen doch Agathe und Theodor in ihrem Stillleben noch einige Schritte verfolgen.

Eines Sonntags nach der Vesper führte sie ihn hinaus vor die Stadt, um sich und ihm den wohlthuenden Genuß der frischen freien Luft zu verschaffen. Schon auf dem Wege durch die äußerst belebten Straßen hatte sie ihre liebe Noth, alle die Fragen zu beantworten, welche Theodor fast ohne Unterbrechung an sie richtete. Die vielen, vielen prachtvollen Gebäude, namentlich die Kirchen, an denen sie vorüber kamen, die herrlichen Schaufenster der Läden mit ihren reichen Ausstellungen schöner und kostbarer Gegenstände, von deren vielen Theodor noch gar keinen Begriff hatte, die unaufhörlich in allen Richtungen vorbeirasselnden Omnibusse, zuweilen auch eine unter schmetternder Musik und mit fliegender Fahne des Weges ziehende Militär-Abtheilung, dann wieder einige glänzende Hofkarossen, welche beinahe ein Häuflein zurückgekehrter Auswanderer und hungriger Kinder überfahren hätten, das sich ihnen flehend in den Weg warf; dort ein dem Vergnügen geweihtes Haus, aus welchem Musik und wüstes Geschrei erschallen, während vor demselben so eben der feierlich-ernste Zug eines Priesters mit der Monstranz und dem helltönenden Glöcklein sich vorüber bewegt, einem Sterbenden die Tröstungen der Religion darzubringen, — dieses alles beschäftigte Theodor, dem nichts entging und gab ihm Stoff zu vielen Fragen, welche seine Mutter, so gut sie es vermochte, zu beantworten suchte.

Endlich in das Freie gelangt, setzten sie sich ziemlich ermüdet auf einer Bank unter einer mächtigen Ulme nieder. Agathe nahm aus ihrem Körbchen ein

Stückchen Brod und theilte es mit Theodor, welcher es mit großem Appetite verzehrte als ob es ein Leckerbissen wäre.

Agathe. „Dein trockenes Brod scheint dir zu schmecken liebes Kind, obwohl du in den Schaufenstern so viele köstliche Kuchen und Zuckersachen gesehen hast?"

Theodor. „Ich bin zufrieden mit meinem Brode und lasse jene den Kindern der Reichen. Der gute Herr Oberpfarrer gab mir schon einigemale solches Confekt, aber es kam mir wie Sünde vor, davon zu essen da ich bedachte, daß es noch viel ärmere Kinder gibt, welche nicht einmal Brod zu essen haben. Du hast mir so oft aus der biblischen Geschichte vorgelesen: unser Heiland brach das Brod, dankte und sprach; also sollen auch wir, um Christus nachzufolgen, uns mit dem Brode begnügen."

Agathe. „Hätte ich nur wenigstens einen Apfel für dich; Obst ist ja die Freude der Kinder."

Theodor. „O ja, einen Apfel würde ich auch gerne essen. Aber man muß dabei doch immer an die Geschichte vom Paradiese denken. Es wäre besser gewesen, Adam hätte nicht von dem Apfel gegessen."

Agathe. „So recht, mein liebes Kind! Wir wollen dankbar gegen Gott genießen, was er uns bescheert, aber auch gerne auf das verzichten, was wir nicht haben können. Durch Entsagen lernt man dulden, und mit Ergebung dulden heißt sich zur Seligkeit vorbereiten."

Mittlerweile hatte die Sonne sich zum Untergange geneigt und hüllte in Purpurgluth den west-

lichen Horizont. Alle Gegenstände, die sich dem Auge darboten, schienen mit Gold umsäumt zu sein; die ganze Schöpfung war mit jenem unvergleichlichen Schimmer überzogen, welcher den Anbruch und den Abschied des Tages zu begleiten pflegt. Feierliche Ruhe herrschte in der Natur. Nur im Rücken ließ sich das summende Getöse der Hauptstadt vernehmen, in deren majestätischen Gebäuden zahllose Fenster in goldenem Scheine glänzten. Noch einmal stimmten die gefiederten Sänger ihren melodischen Chor zum Preise des Schöpfers an, und das Blöken einer heimkehrenden Heerde und die lieblichen Töne ihrer Glocken mischten sich in diese Hymnen, welche die ganze Schöpfung dem Ewigen und Allgütigen, dem Unsichtbaren und doch Allgegenwärtigen darzubringen schien.

Ganz versunken in das Anschauen dieser Herrlichkeit saßen unsere Freunde da, Theodor mit unwillkürlich gefalteten Händen, die Lippen halb geöffnet wie zum Gebete, dem reinsten Opfer eines kindlich frommen Gemüths.

„An was denkst du, mein Sohn?“ hub endlich die Mutter zu reden an.

Theodor. „Ich dachte eben an meinen Vater, ob er wohl auch jetzt diese herrliche Sonne untergehen sieht.“

Agathe. „Wenn er lebt und sich auf unserer Hälfte der Erdkugel befindet, so sieht er sie.“

Theodor. „Ach, welcher entzückende Gedanke, daß sein Auge ein und denselben Gegenstand erblicken kann, auf welchen auch das unsrige eben gerichtet ist!

Wenn ich das so überlege, so kommt es mir vor, als müsse er uns nahe sein. — Ob er wohl auch jetzt an uns denken mag?"

Agathe. „Mein lieber Sohn! Wenn wir, die bei aller Armuth doch das unschätzbare Gut der Freiheit besitzen, keinen Augenblick unsers vereinsamten Lebens zurücklegen, ohne denselben durch den Gedanken an ihn, unser Theuerstes auf Erden, auszufüllen und ich möchte sagen zu weihen, um wieviel sehnsuchtsvoller muß er, den möglicherweise Sklavenketten drücken, der Seinigen gedenken, die er so innig liebte! Das Drängen des beklommenen Herzens nach den Seinigen, nach der theuren Heimath, es muß um so unerträglicher, der Schmerz desselben um so grenzenloser sein, wenn sich damit das Bewußtsein verbindet, seine Bande nicht sprengen zu können, ja nicht einmal seinem Schmerze sich hingeben, nicht einmal die Thräne abwischen zu dürfen, die er dem Auge entlockt. Nur Gott, wenn ihn der Mensch besitzt, bleibt einem solchen unendlich Unglücklichen zum Troste; zu Ihm muß er aufblicken um Fassung und Stärke zu gewinnen, seine Leiden zu ertragen. Um wieviel höher nun müssen alle Gefühle eines solchen Christen, falls er nicht im finstern Kerker schmachtet, sich steigern beim Anblicke des Untergangs der Sonne, der bildlichen Vergegenwärtigung Gottes, bei diesem Anblicke, der alle Empfindungen des Gemüthes aus dessen tiefster Tiefe lockt, der selbst die Wilden zur Andacht, zur Bewunderung hinreißt, der sogar Thiere zu Tönen des Entzückens begeistert! O wunderbare Größe Gottes; unermeßliche

Strecken, Gebirge, Länder, Meere trennen uns von dem Gegenstande unserer Liebe, und doch können wir unser Auge mit dem seinigen auf Einem Gegenstande der Schöpfung vereinigen! Lasse uns beten, mein Kind."

Beide falteten die Hände und der gottgefällige Weihrauch der inbrünstigsten Andacht stieg zum Abendhimmel auf, an dem schon einzelne Sterne sichtbar wurden. Mutter und Sohn standen auf, den Rückweg anzutreten. Sie redeten nicht mehr; sie wechselten nur noch die Sprache des Gefühls.

Ein andermal unternahm Agathe mit ihrem Sohne einen Spaziergang nach dem schönen Wäldchen von Boulogne, welches sich in westlicher Richtung von Paris etwa eine Stunde weit erstreckt, von vielen Alleen durchschnitten wird und eine anmuthige Abwechslung von Wald, Wasser und schönen grünen Rasenflächen bietet.

Ein schmaler Fußpfad führte sie zuerst durch fruchtreiche Felder, deren reifende Aehren, Wogen gleich, unter dem Drucke eines lauen Windes sich beugten. Kornblumen und Feldmohn mischten ihre prangenden Farben mit dem Golde der Aehren, und gewährten einen freundlichen Anblick. Die Sonne schien noch in ihrer ganzen Kraft und Wärme und warf die Fülle ihrer Strahlen auf die zahlreichen Spaziergänger herab, welche an diesem schönen Sommertage dem Tumulte der großen Stadt sich entzogen, um die reinere Luft des Landes einzuathmen.

Immer schöner wurde der Weg und die Landschaft. Bald breitete sich das mit dem Farbenschmelze

der Blumen gemischte liebliche Grün der Wiesen gleich dem künstlichsten Teppich sich zu ihren Füßen aus, bald schritten sie unter fruchtbeladenen Obstbäumen oder durch Felder von Mais dahin, bis endlich der kühle Schatten des anmuthigen Waldes sie aufnahm.

Das Concert der Vögel, welche sich sorglos und fröhlich auf den grünen Zweigen schaukelten, das trauliche Gemurmel des Baches, der seine krystallenen Wogen abwechselnd durch bemooste Waldflächen, oder üppige Wiesen dahinrollte um sie nicht ferne in einen blauen See zu ergießen, die erfrischende Kühle, der dem Walde eigenthümliche Wohlgeruch, das Summen der Käfer und Bienen, welche die Blumenkelche umschwärmten, um süßen Honig daraus zu ziehen; dort auf dem See das geschwätzige Treiben des muntern Völkchens der Enten und anderer fremdländischer Wasservögel im Gegensatze zu der stolzen Ruhe der majestätisch die Fluthen durchschneidenden Schwäne — dieses alles und noch manches andere, was Theodor noch nie gesehen und wovon er in der einsamen Mansarde zu Paris natürlich keinen Begriff hatte bekommen können, entzückte ihn so sehr, daß er ganz ausgelassen, wie ihn Agathe noch nie gesehen, umhersprang und sich vor Freude zuweilen seine Augen befeuchteten.

„Lasse uns hier ein wenig ruhen,“ sagte endlich seine Mutter, sich auf eine Bank niedersetzend, nachdem sie lange mit innigstem Vergnügen ihm zugesehen hatte. „Du wirst müde sein, wir haben einen weiten Weg gemacht.“

Theodor war nun allerdings der Ruhe etwas bedürftig, da er noch nie so weit gegangen war, und setzte sich auch neben Agathe. Aber nicht lange litt es ihn ruhig an ihrer Seite; bald da bald dort tauchte wieder etwas neues auf, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Da der schillernde Schmetterling, der sich auf einem Blumenstengel wiegt und dessen Farbenpracht er bewundern muß, dort das niedliche Eichhörnchen, welches gleichsam neckend zur Erde herabgestiegen ist, um sich eine Weile verfolgen zu lassen und dann pfeilgeschwind die luftige Höhe wieder zu ersteigen und in weiten Bogensätzen sich von Baum zu Baum zu schwingen; für welches Kind hätte das nicht Interesse? Wiederholt mußte Agathe ihn zu sich rufen, um ihm ein Stückchen Kuchen zu geben, welches er unter unaufhörlichen Fragen über alles, was er gesehen hatte, mit dem trefflichsten Appetit verzehrte.

So verflossen die Stunden des schönen Nachmittags schnell, fast ohne daß unsere Wanderer es bemerkten. Plötzlich erhob sich ein heftiger Wind, welcher ein Gewitter anzukündigen schien und weckte sie aus ihrem süßen Vergessen. Die Schmetterlinge und Bienen verschwanden, die Vögel suchten furchtsam ihr Nest, selbst die Wasservögel zogen sich in die kleinen im See ihnen erbauten Häuschen zurück; die Aeste der Bäume schlugen brausend aneinander und den Himmel überzogen düstere Wolken, aus welchen nach kurzer Zeit flammende Blitze zuckten, während in der Ferne schon, näher und näher kommend, der

Donner rollte und einzelne große Regentropfen niederzufallen begannen. Die ganze Natur schien plötzlich in Aufruhr zu sein.

Agathe hatte bei ihrem Ausgange allerdings nicht vermuthet, daß heute ein Gewitter sie im Walde überraschen würde, und ihre wie Theodors Kleidung war daher nur eine leichte, welche nicht hinlänglichen Schutz gegen das Unwetter darbot. Zwar traten sie so schnell als möglich den Rückweg an; allein sie waren noch nicht weit gekommen, als der Regen vollends zum Ausbruche kam, der sie schnell bis auf die Haut durchnäßte. Sie waren genöthigt, in einem Hause an der Straße Schutz zu suchen. Theodor war trostlos über die Veränderung der Scene, über das Verschwinden all' der Herrlichkeiten, welche ihn entzückt hatten, über das trübe Ende des so schönen Tages. Agathe ihrerseits weidete sich an dem erhabenen Schauspiele der Blitze, welche den ganzen Himmel zu entflammen schienen. Uebrigens benützte Frau Ehrenberg als kluge Mutter auch diese Gelegenheit, ihrem Kinde einige Lehren zu ertheilen.

„Ich bin auch deiner Meinung, mein lieber Sohn," sagte sie, „und in der That habe ich dieses Wetter heute Nachmittag weder vorausgesehen noch gewünscht. Da es aber nicht zu ändern ist, so müssen wir uns darein ergeben und Nutzen daraus zu ziehen suchen, und wir können dieß, wenn wir den heutigen Nachmittag mit unserem Leben vergleichen. Wie oft überlassen wir uns süßen Träumen, ohne zu bedenken, daß ein höheres Wesen ist, dessen Hauch unsere Luft-

schlösser zerstört, unsern Willen lähmt, unsere Wünsche vernichtet. Alle diese Unfälle und Leiden, die uns im Leben begegnen, sollen uns daran erinnern, daß wir von Gott abhängig sind. Will es auch zuweilen scheinen, als ob seine Gnade sich von uns abgewendet hätte, so ist doch alles, was er über uns schickt, zu unserem Besten, wenn wir dieß auch nicht immer begreifen können. Auch dieses Gewitter, welches dich so ängstigt und betrübt, ist eine Spende seiner segnenden Güte. Es befördert die Fruchtbarkeit indem es die Luft reinigt, die allzugroße Hitze mäßigt, der Erde Feuchtigkeit gibt, und trägt somit gar wesentlich dazu bei, den Fleiß des Landmanns zu krönen. Aehnlich dem Gewitter in Bezug auf Boden und Atmosphäre üben Leiden einen wohlthätigen Einfluß auf unsere Seele aus, indem sie häufig eine Quelle der Erkenntniß und Tugend für uns werden. — Doch sieh, der Sturm läßt nach, der Regen hat aufgehört, an manchen Stellen blickt schon wieder der blaue Himmel durch die Wolken hindurch. So ist auch kein Geschick von ewigem Bestande. — Ich glaube, wir können unsern Weg nun fortsetzen."

Sie empfahlen sich den Leuten, welche ihnen Obdach gewährt hatten und langten, erfrischt durch die eingetretene Kühle, mit Einbruch der Nacht in ihrer Wohnung an, um sich nach der ungewohnten Ermüdung sofort zur Ruhe zu begeben.

Unter der Leitung dieser frommen, sorgsamen Mutter mußte Theodor wohl gute Fortschritte, sowohl in religiösen Begriffen als auch in andern Dingen,

machen. Keinen Morgen versäumte er, die Erstlinge seiner Gedanken dem Schöpfer zu widmen, indem er ihn um Schutz für den Tag anflehte; und ebenso betete er Abends knieend vor dem Bilde der Himmelskönigin mit Inbrunst die Litanei der heiligen Jungfrau. Mit derselben Regelmäßigkeit pflegte er alle Sonn- und Feiertage mit seiner Mutter dem Hochamte beizuwohnen und alle Monate zu beichten. Auf solche Weise brachte der kräftige Knabe es dahin, daß er im Alter von neun Jahren schon eine Menge der vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigte. Er war sanft, genügsam, fleißig, bescheiden, mitleidsvoll, gehorsam, liebte Gott von ganzem Herzen, bekannte ohne Umschweife seine Fehler, verabscheute Falschheit und Lüge und war von zärtlicher Kindesliebe beseelt. Seine Mutter liebte ihn nicht weniger und hatte große Freude an ihm.

Auch der Oberpfarrer nahm den innigsten und thätigsten Antheil an seinem Gedeihen. Er gab ihm einen Hauslehrer, welcher den Knaben unter den Augen seiner Mutter unterrichten mußte, und dieser wurde immer lernbegieriger, je weiter er vorwärts drang, so daß man ihm zur Schonung seiner Gesundheit häufig die Bücher aus der Hand nehmen mußte. Der Oberpfarrer überwachte den Unterricht dadurch, daß er von Zeit zu Zeit Prüfungen mit Theodor abhielt. Mit Rührung und innigem Wohlgefallen hörte er ihn eines Tages eine herrliche Ode über die Geburt des Heilandes so ausdrucksvoll und gefühlvoll deklamiren, wie man es bei jungen Leuten von weit

reiferem Alter selten findet. Ganz entzückt schloß er Theodor in seine Arme. Darauf wendete er sich an Agathe und eröffnete ihr, daß er die Zeit nun für gekommen erachte, wo der strebsame Knabe eines höheren Unterrichts bedürfe. Zu diesem Zwecke schlug er ihr vor, denselben einem Lehrer außerhalb Paris anzuvertrauen, dessen Persönlichkeit er ganz vorzugsweise für geeignet halte, Theodor zu einem mit Kenntnissen und anderen guten Eigenschaften reich ausgestatteten Manne heranzubilden.

Bei ihrer zärtlichen Liebe zu Theodor, welcher ja ihr Einziges und Alles auf Erden war, kostete es ihr einen schweren Kampf, sich von demselben zu trennen. Aber dennoch besiegte ihre kluge Einsicht das Mutterherz und sie verstand sich zu dem schweren Opfer, weil sie wohl einsah, daß es zum Besten ihres Kindes gereiche. Mit Ergebung fügte sie sich dem Vorschlage ihres Wohlthäters und fand einen großen Trost in der Mittheilung desselben, daß Theodor sich nicht weit von der Hauptstadt entfernen und sie ihn öfter sehen werde.

Auch Theodor kam es hart an, sich des Gedankens zu gewöhnen, daß er von seiner geliebten Mutter getrennt werden solle. Er vergoß bittere Thränen. Aber als verständiges und gehorsames Kind wußte auch er sich in das Nothwendige zu ergeben, und so wurden denn alsbald die Vorbereitungen zu seiner Abreise getroffen.

## 4.
## Der Valerianusberg.

Eine Meile nordwestlich von der volkreichen Hauptstadt Frankreichs erhebt sich ein freistehender Berg, dessen Namen wir diesem Kapitel als Ueberschrift vorsetzen. Sein Gipfel ist etwa 450 Fuß über dem Wasserspiegel der Seine erhaben. Die Wege, welche zu ihm hinaufführen, sind ziemlich steil, dagegen der Boden von dem Fuße bis zur Spitze äußerst fruchtbar und zeigt dem Auge die üppigste Vegetation. Am Fuße dehnen sich weithin herrliche Wiesenflächen aus, einem duftenden Teppich gleichend, auf welchem der Berg zu ruhen scheint. Seine Abhänge aber sind von Weingärten bedeckt, darunter die königlichen Weinberge von Sürène, für welche der gute König Heinrich IV. stets eine besondere Vorliebe hatte.

Seit mehr als acht Jahrhunderten ist der Valerianusberg ein in ganz Frankreich berühmter und beliebter Wallfahrtsort, etwa wie in Bayern der heil. Kreuzberg an der Rhön oder der Berg Andechs bei Starnberg; und in der That ist er gleich diesen vorzugsweise geeignet, um in stiller Abgeschiedenheit von dem Weltgeräusche sich frommen Betrachtungen hinzugeben und den prüfenden Blick in die verborgensten Falten des Herzens zu versenken. Deßhalb wurde der Valerianusberg auch stets gerne besucht und alle seine zahlreichen Besucher trennten sich ungern von dem geweihten Orte. Um aber den Eindruck dieser stillen, ernstbewegenden Einsamkeit ganz und

ungestört zu empfangen, darf man den Blick nicht gegen Süden richten, denn nach dieser Seite liegt das schwelgende Paris, die Metropole des Luxus und der leichten Sitten, die Geburtsstätte der Laster aller Art, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der bluttriefende Heerd der entfesselten häßlichsten Leidenschaften, welche den Menschen seiner Würde entkleiden und zur Hyäne machen können. Und dieser Anblick ist geeignet die stillen Betrachtungen, die frommen Gemüthsbewegungen zu stören, zu welchen die über reizenden Landschaften sich erhebende freie Höhe im Uebrigen anzuregen pflegt.

Etwa um das Jahr 1056 siedelten, angezogen durch die herrliche Lage und Aussicht, fromme Cönobiten auf dem Gipfel des Berges sich an, um in dieser Abgeschiedenheit in fast unmittelbarer Nähe einer großen, im Ueberflusse schwelgenden Stadt sich einem beschaulichen Leben zu widmen. Diesen folgten nach ihrem Tode andere, welche zum Andenken an die heimgegangenen Brüder auf der Höhe des Valerianusberges, dem diese durch ihre Frömmigkeit und ihren gottgefälligen Wandel eine gewisse Weihe verliehen hatten, ein hohes weithin sichtbares Kreuz errichteten. So blieb der Berg das Asyl frommer Einsiedler bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, wo Krieg und Aufstand, welche das Land umher verheerten, wohl auch die Eremiten des Valerianusberges zwang, andere Zufluchtsorte aufzusuchen. Erst um das Jahr 1556 erwähnt die Geschichte wieder des Berges.

Um diese Zeit zog sich ein frommes Mädchen, Wilhelmine Fossard, auf denselben zurück. Einer der angesehensten Bürgerfamilien von Paris angehörend, war sie in jeder Beziehung glücklich und beneidenswerth gewesen. Aber eine Reihe der härtesten Schicksalsschläge und Verluste zerstörte ihr Glück, riß ihre Eltern wie den geliebten Bräutigam von ihrer Seite und beugte das Herz des armen Mädchens so tief, daß sie beschloß, ihr Leben als Einsiedlerin auf dem Valerianusberge zu beschließen, auf welchem, letztwilliger Verfügung zufolge, ihre lieben Abgeschiedenen begraben lagen. In das rauhe, härene Gewand der Eremiten gekleidet und sich nur von Brod und Wasser nährend, bewohnte sie eine der verlassenen einsamen Zellen, von welcher aus sie ihre theueren Gräber stets übersehen konnte. Sie ließ über denselben ein Kirchlein erbauen, welches sie Kapelle zum heil. Erlöser benannte, und beschäftigte sich, nachdem dasselbe fertig war, ausschließlich mit inbrünstigen Gebeten an dem die Gräber umschließenden Altare und mit Bußübungen. Fünf Jahre später folgte sie denen, die ihr auf der Welt das Theuerste gewesen waren, in das ewige Jenseits nach.

Von da an blieb die Einsiedelei des Valerianusberges immer bewohnt. Man baute sogar in jener frommen Zeit noch einige andere Klausen auf, in deren friedliche Räume sich Leute zurückzogen, welche, unbefriedigt durch das Getriebe der Welt, in dieser Zurückgezogenheit zu höherer Vollkommenheit der Seele und des Herzens gelangen wollten, oder solche, welche

sich gegen den Schöpfer vergangen zu haben glaubten und ihn durch Buße und Gebet zu versöhnen gedachten. Um das Jahr 1650 hatte sich deren Anzahl so vermehrt, daß man einen förmlichen Convent aus ihnen bildete, ihnen eine Ordensregel und einen Obern gab.

Immer häufiger wurde nun der Berg mit seiner Kapelle und den frommen Brüdern das Ziel der Wallfahrten des Volkes sowohl, als auch der Besuche einzelner hervorragender Männer, welche sein Ruf anlockte. Und in der That muß der Valerianusberg mit seinem himmlischen Frieden hoch über dem Getöse der Welt, mit seiner weihevollen Stille über dem belebten Panorama zu seinen Füßen einen wahren Zauber auf den Besucher ausgeübt haben; denn selbst Rousseau, als er eines Tages den Berg besuchte und dem Gottesdienste der Eremiten, welcher mit der herrlichen Litanei von der Vorsehung schloß, beigewohnt hatte, rief im Gefühle tiefer Rührung aus: „Jetzt erst empfinde ich ganz den Sinn der Worte im Evangelium: Wenn mehrere unter euch in meinem Namen versammelt sein werden, so werde ich in ihrer Mitte sein.“

Aus der Reihe der frommen und tugendhaften Bewohner des Valerianusberges ragt besonders einer, Namens A n a t o l, hervor, welcher zur Zeit unserer Erzählung von Agathe und Theodor lebte und ein Freund des Oberpfarrers von St. Thomas war. In seiner Jugend hatte er dem Stande der Krieger angehört und bei manchem Gefechte die Waffen mit Auszeichnung geführt. Aber plötzlich von der Ueberzeugung

der Nichtigkeit alles Irdischen durchdrungen, entsagte er den glänzenden Aussichten, die seine Kenntnisse und seine Tapferkeit auf seiner Laufbahn ihm eröffnet hatten und zog sich, einer gebieterischen Neigung folgend, in die Stille einer Waldgegend zurück, um sich ausschließlich wissenschaftlichen Beschäftigungen zu widmen. Er studirte Botanik, unterstützt durch fleißige Exkursionen in die pflanzenreichen Wälder, daneben Astronomie, und brachte ganze Nächte in der Beobachtung des gestirnten Himmels hin. Aber auch die Werke der Kirchenväter und die Schriften der Propheten gehörten zu seiner Lektüre. Jene pflanzten ihm Sinn für die Schönheiten des Himmels ein, diese lehrten ihn die Geheimnisse seiner Seele erkennen. Ganz erfüllt von dem göttlichen Entzücken, welches sein Inneres durchdrang, wurde er immer gleichgiltiger gegen die Welt, der er entsagt hatte. Nur mehr für die Ewigkeit athmend, erglühte sein Herz mehr und mehr von der Liebe Gottes und ließ ihn den Menschen besiegen. Seine reine Seele schwang sich gleich der Taube, dem Bilde der Unschuld, hinauf zu den azurnen Himmelsräumen, und indem sie so die Herrschaft wieder erlangte, welche sich ehemals wohl der Körper oder die Sinne angemaßt hatten, läuterte sie sich durch die Erkenntniß der ewigen Wahrheit, durch tieferes Eindringen in das himmlische Geheimniß der Unsterblichkeit, und nahm, zu immer Höherem und Edlerem sich erhebend, an Größe zu.

„Großer Gott!“ schrieb in dieser Zeit der Umwandlung einst Anatol in sein Tagebuch ein „von

Deinem geheiligten Altare lasse mich die glühende Kohle nehmen, welche mein Herz und meine Lippen reinigen soll. Gib, daß ich weder aus weltlicher Furcht noch Hoffnung, sondern aus wahrer christlicher Liebe Dir diene. Verleihe mir die Kraft, allem zu entsagen, um nur Dir allein angehören zu können, denn eine reine Seele gleicht dem Engel; sie wird, was dieser ist, durch Tugend. Dich lieben soll mein eifriges und einziges Bestreben, Dich besitzen die höchste Stufe meiner Glückseligkeit sein."

Was Anatol in diesen schönen Worten von Gott erflehte, das ward ihm durch die unerschöpfliche Gnade des himmlischen Vaters zu Theil; und was er mit denselben Worten feierlich gelobte, hat er beharrlich in Erfüllung zu bringen gewußt. Nichts war mehr vermögend, ihn von der eingeschlagenen Bahn wieder abzulenken. Er fand wirklich die Kraft, allem zu entsagen, und bald nachher gehörte er als Bewohner des Valerianusberges nur mehr Gott allein. Die höchste Stufe der Glückseligkeit war erreicht.

Ein Mann wie dieser, dessen Frömmigkeit auf der innigsten Demuth beruhte und welche zugleich so edle Früchte trug, indem Vater Anatol mit unerschöpflicher Herzensgüte, tiefem Mitleid, werkthätiger Nächstenliebe eine einnehmende Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit des äußern Wesens, und doch auch wieder hohe Würde verband, mußte bald der Gegenstand der Verehrung aller Besucher des Valerianusberges sowie der Bewohner der Umgegend werden. Häufiger als je zuvor sah man die Trost- und Stärkungsbedürftigen

nach dem Berge pilgern, und wie schwer das Kreuz auch sein mochte, das auf ihren Schultern lag, — sie gingen erleichtert, getröstet und im Glauben gestärkt von dannen, wenn sie Anatol ihr Leid geklagt, seinen Rath und Segen empfangen, an seiner Seite gebetet hatten.

Diesem Vater Anatol nun, welchen wir nicht ohne Grund so ausführlich geschildert haben und welcher, wie bereits erwähnt, ein Freund des Oberpfarrers von St. Thomas war, beschloß dieser letztere den kleinen Theodor zur weiteren Erziehung zu übergeben. Er kannte seinen musterhaften Wandel, seine ausgezeichneten Eigenschaften, seine gediegenen und vielseitigen Kenntnisse genau, und konnte daher keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, daß Theodor durch ihn eine vortreffliche Erziehung empfangen würde. Anatol seinerseits war schon ziemlich bei Jahren und fühlte das Bedürfniß nach einem Gefährten, welcher ihn bei seiner zunehmenden Gebrechlichkeit unterstützen könne. Er ging daher auf den Vorschlag des Oberpfarrers mit um so größerer Bereitwilligkeit ein, und versprach, sich seines Zöglings gleich einem Vater anzunehmen. Als bald darauf ihm dieser durch den Oberpfarrer zugeführt wurde, empfing er ihn denn auch mit jener Zärtlichkeit und Liebe, mit welcher man etwa einen nach langer Abwesenheit zurückkehrenden geliebten Sohn empfängt.

Die ehrwürdige Gestalt, das freundliche milde Wesen des frommen Greises imponirten dem empfänglichen Theodor. Er fühlte sich um so mehr in

Liebe zu jenem hingezogen, da er die Süßigkeit des Glückes, einen Vater zu besitzen, kaum noch kennen gelernt hatte. Seine Hochachtung und Liebe für den väterlichen Freund nahm mit jedem Tage an Lebhaftigkeit und Wärme zu und es beseelte ihn ein sichtbarer Eifer, auch seinerseits dessen Vertrauen und Liebe sich zu erwerben. So entfaltete sich zwischen beiden ungeachtet des großen Unterschieds im Lebensalter binnen Kurzem eine innige Freundschaft, deren Bande die Zeit immer fester knüpfte.

Allerdings war es ein seltenes Freundespaar. Der eine besaß die reichen Erfahrungen von sechzig bewegten Lebensjahren, welche er theils im Sonnenscheine des Glückes und der Ehre genossen, theils von Schicksalen heimgesucht durchkämpft hatte, um endlich auf mühsam gerettetem Boote still in den Hafen zurück zu kehren, den er einst als stolzer Schiffer unter der wallenden Flagge der Hoffnung verlassen hatte. Der andere hatte nur erst wenige Schritte auf dem Lebenspfade zurückgelegt. Welt und Leben erschienen ihm noch in dem Rosenlichte der Jugend, er wußte noch keine Ansprüche zu machen und kannte daher noch keine Täuschungen, sondern fühlte sich glücklich bei dem, was ihm beschieden war.

Jener, der von der Welt, den Schwächen und Thorheiten der Menschen viel gelitten, hatte mit der Welt abgeschlossen; dieser, vertrauend und natürlich, ging noch voll der blühendsten Hoffnungen der Zukunft entgegen. Das arme durch seine Unerfahrenheit glückliche Kind hatte ja noch keinen Begriff von den herben

Prüfungen, von den Schrecknissen und Gefahren, welche gar oft hinter dem geheimnißvollen Schleier der Zukunft verborgen liegen.

Es war ein rührender Anblick, zu sehen, wie die Seelen beider, die Contraste des menschlichen Lebens darstellend, doch so innig harmonirten. Man hätte meinen können Elias und den jungen Samuel zu sehen, welche, scheinbar auf gleichen Bahnen wandelnd, vor dem Herrn aber so verschieden von einander, sich zu ihren vermeintlich ganz entgegengesetzten Schicksalen vorbereiten, um gleichwohl Ein Ziel zu verfolgen und ein und dasselbe Ende zu nehmen.

Theodor hatte noch die weite Ringbahn zu durchlaufen und rüstete sich erst zum ernsten Streite; Anatol, ein tapferer und vollendeter Kämpfer, konnte mit Seelenruhe die weiten Fernen messen, durch welche er sich siegreich durchgeschlagen hatte, um nun den Preis seines Muthes und seiner Beständigkeit in der sich vor ihm öffnenden Pforte des beseligenden Jenseits zu empfangen.

Vater Anatol hatte nicht nöthig, seinen Zögling zum Guten besonders anzuspornen; in ihm selbst lag schon die edle Begierde, sich die Tugend anzueignen. Ueberdieß gab Vater Anatols Beispiel ihm die wirksamste Anleitung hiezu, die mehr vermochte als Worte. Seine weise erfahrene Leitung wußte alle Schwierigkeiten zu beseitigen, denen der aufstrebende Zögling begegnete; die Redlichkeit und Festigkeit des Willens, welche ihn beseelten und deren Ausdruck von seiner Stirne strahlte, machten ihm die Mühen und

Beschwerden leicht, welche die Erziehung der Jugend mit sich bringt. Er war ein lebendiges Lehrbuch für den jungen Erdenbürger, welches dieser mit edler Begierde studirte.

„Ach wie glücklich würde ich sein," schrieb der kindlichfromme Theodor an seine Mutter „wenn ich hoffen könnte, einst meinem Lehrer zu gleichen. Er ist ein Engel, ein Himmelsbote in menschlicher Gestalt. Seine Tugend, seine Frömmigkeit umgeben ihn mit einer Verklärung, daß man meinen sollte, er habe keinen Antheil mehr an unserer irdischen Natur. Ich muß mich bestreben, ebenso sanft, liebenswürdig, ebenso gefällig zu werden, wie er. Ich muß diese bewundernswürdige Nächstenliebe mir anzueignen suchen, welche er so schön in den Worten zu erkennen gibt: „Wie vermöchte ich wahrhaft meinen Schöpfer zu lieben, der mir unsichtbar ist, wenn ich meinen Nächsten nicht liebe, den ich sehe?" Ich muß gleich ihm darauf bedacht sein, die Heftigkeit des Charakters, die Aufwallungen der Leidenschaft zu unterdrücken, wenn sie hie und da zum Durchbruch kommen und mich zu Unedlem hinreißen wollen. Ich muß mich mit derselben Innigkeit und Liebe, wie der gute Vater Anatol, der Religion in die Arme werfen, denn ich sehe wohl ein daß er die Kraft, in sich die schwache Menschennatur zu beherrschen, nur durch die Religion empfängt. Ja, ich will eifrig darnach trachten, die Sünde in mir zu besiegen und nicht den schlechteren Regungen zu folgen, sondern ein gutes christliches Kind zu sein. Dadurch allein kann ich meinem zweiten Vater mich dankbar be-

zeigen und die Schuld abtragen, welche ich jetzt bei ihm mache. Ueberdieß begreife ich recht gut die Wahrheit dessen, was er mir vor einigen Tagen sagte: daß ich später erst den Lohn dafür empfangen würde, wenn ich in der Jugend recht fleißig, brav und sittsam sei, indem, was der Mensch säet, er einst auch ernten werde. Und er hat sicherlich auch darin Recht, daß die Tugenden, welche ich erlange, mein köstlichstes Eigenthum seien weil Niemand mir sie rauben könne. So will ich, um einst gute Früchte ernten zu können, recht gottesfürchtig und fleißig sein, denn, sagt Vater Anatol: „Das Glück des Menschen hängt nächst Gott nur von ihm selber ab."

So schrieb und dachte Theodor im Alter von 12 Jahren, so feuerte, je nachdem der Lichtkreis seines Verstandes sich erweiterte, er sich selbst zur Ausübung der Tugend an.

Anatol unterrichtete ihn in der Religion, in der lateinischen, griechischen und deutschen Sprache, in der Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, im Rechnen Schreiben und Zeichnen. Nach beendigtem Unterrichte gab er ihm Anleitung zu nützlichen Leibesübungen. Den Unterricht in der Mathematik und den Naturwissenschaften behielt er sich für eine spätere Zeit bevor.

Theodors Mutter war es gestattet, ihren Sohn am ersten Sonntage jedes Monats zu besuchen. Sie versäumte es nie. Wie glücklich fühlte sich die gute Agathe, wenn sie bei diesen Besuchen auf dem Valerianusberge aus dem Munde des ehrwürdigen Anatol die Versicherung empfing, daß er mit Theodor

zufrieden sei und dieser gute Fortschritte mache! Anfangs hatte sie befürchtet, daß es dem ausschließlich an seine Mutter gewöhnten Kinde in der Trennung von ihr und der klösterlichen Einsamkeit seines Bestimmungsortes nicht gefallen, er nicht eingewöhnen würde, aber der Erfolg belehrte sie eines anderen. So innig und kindlich Theodor seine Mutter liebte, so lebte und schwärmte im Uebrigen er bald doch nur noch für Anatol, und war unerschöpflich in dessen Lobe, wenn sich in der Unterhaltung mit Agathe hiezu Gelegenheit fand. Aufmerksam lauschte er allen seinen Worten und Winken, jeden Tag glaubte er eine neue gute Eigenschaft an ihm entdeckt zu haben; und oftmals sagte er in seiner kindlichen Unbefangenheit, daß er nur einen einzigen Mann kenne, der mit seinem Lehrer Anatol verglichen werden könne, nämlich den Oberpfarrer von St. Thomas von Aquino.

Unsere Leser können sich leicht vorstellen, wie glücklich und beruhigt Agathe über ihren Sohn sich fühlte, wie sie mündlich und schriftlich ihn in seinem guten Streben bestärkte und den allgütigen Vater im Himmel prieß, daß er Erbarmen mit ihr gehabt, ihre Lage gebessert habe. Aber in diese Glückseligkeit über ihr hoffnungsvolles Kind mischte sich unaufhörlich der bittere Schmerz über ihren unglücklichen Gatten und ließ die Freude nicht recht in ihr aufkommen, sondern vergiftete vielmehr ihr Dasein.

„Wie mag es ihm gehen, wo mag er seufzen?“ so fragte sie gar oft in den blauen Aether hinein, als wolle sie von dort eine Antwort haben. „Wandelt er

noch auf der Erde oder modern seine Gebeine bereits in kühler Gruft oder auf schlammigem Meeresgrunde? Ist er vielleicht der Wuth seiner Feinde entkommen oder schleppt er, allen Abscheulichkeiten der Sklaverei preisgegeben, die Bürde seines kummervollen Lebens unter Barbaren in einem düstern Kerker dahin?"

Wenn diese herzzerreißenden Gedanken und Fragen sie überkamen, dann flossen ihre Thränen in Strömen herab, sie erhob ihre bebenden Hände zum Himmel und flehte für das Leben ihres unglücklichen Gatten zum unzähligsten male das Erbarmen des göttlichen Vaters an.

Das Gebet gab ihr zwar immer einige Ruhe wieder, aber sie dauerte nicht lang, sondern diese wohlthätigen Strahlen eines milden Sonnenscheins wichen bald den von neuem sich aufthürmenden düstern Wolken. So verlöschte der Kummer über das Schicksal ihres Mannes, einem Regenstrome gleich, in ihrem Herzen stets die kleinen Fünkchen des Glückes und der Freude, welche Theodors ausgezeichnetes strebsames Verhalten entzündete und übergoß sie mit Schauern der unbeschreiblichsten Wehmuth und Beklommenheit.

Und doch, wie unter dem Auge Gottes nichts besteht und nichts geschieht, das nicht Zweck und Nutzen hätte, blieb dieser nagende Kummer nicht nutzlos für unsere Dulderin. Es ist nun einmal des Menschen Loos auf Erden, daß er durch Leiden immer besser werde. Die Heiden, welche keinen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele haben, mühen sich nur für leibliche Genüsse und irdische Besitzthümer ab. Die

christliche Religion dagegen weist ihre Kinder auf höhere Güter an; sie lehrt ihnen die Trübsal, welche von der Menschennatur nun einmal unzertrennlich ist, mit Demuth und Ergebung tragen um durch dieselbe, wie über eine Brücke zur ewigen himmlischen Freude einzugehen. Sie führt uns unaufhörlich den Tod vor Augen, aber sie gewährt uns, wenn wir ihren Lehren folgen, auch die Aussicht auf herrliche Belohnung, auf welche der Tod kein Recht und keine Macht mehr hat.

## 5.

## Der junge Maler.

Theodor machte seinem Erzieher mit jedem Tage mehr Freude, während er selbst sich immer glücklicher fühlte, an dessen Seite zu leben. Es wäre schwer gewesen zu sagen, welcher von beiden sich am glücklichsten schätzte im Besitze des Andern. Natürlich! Theodor hatte einen Vater gefunden, den er so lange entbehrt und ersehnt, Anatol dagegen, der mit der Welt gebrochen hatte, einen Sohn, welcher seine Einsamkeit theilte und mit welchem er seine Gedanken austauschen konnte.

Theodor hatte die erste heil. Communion mit der Frömmigkeit eines Engels empfangen, und besonders seit diesem wichtigen Tage nahm er sichtbar zu an Ernst, Männlichkeit, Eifer und guten Sitten. Er versäumte von da ab nicht, jeden Monat am Tische des Herrn sich einzufinden. Welche segensreichen Früchte dieser fleißige Genuß des heil. Abendmahls dem Jüng-

linge trug, haben wir wohl nicht nöthig zu schildern. Legt die Hand auf das Herz, ihr jungen Leser, und erinnert Euch des Tages, da auch ihr zum erstenmale zum Altare geführt wurdet, wenn anders dieser wichtige Lebensabschnitt schon hinter euch liegt; und eure Gefühle werden euch sagen, was wir hier nur andeuten wollen. Alles vereinigte sich bei Theodor zu seinem besten Gedeihen, sowohl an Körper als an Geist. Die solide Grundlage, welche seine Mutter seiner Erziehung gegeben, der als Mensch und Christ gleich musterhafte Lehrer Anatol, das unverdorbene Herz des Zöglings, die reine frische Luft auf dem freien Berge, die einfache aber gesunde Nahrung, die Seelenruhe und Zufriedenheit, deren er sich erfreute, das alles übte den wohlthätigsten Einfluß auf sein geistiges wie körperliches Gedeihen aus und schmückte ihn mit der herrlichen Blüthe eines frischen, kräftigen Jünglings, in dessen Zügen schon jetzt sich lesen ließ, daß er einst ein ausgezeichneter Mann werden würde.

Schnell enteilen die Jahre. Theodor hatte das fünfzehnte Lebensjahr erreicht und es schien Anatol nun Zeit, die Neigungen und Wünsche seines Zöglings bezüglich seines künftigen Lebensberufs zu erforschen; denn merkwürdigerweise hatte sich bisher für keine Beschäftigung eine besondere Vorliebe an dem Jünglinge wahrnehmen lassen, indem er alles mit gleichem Eifer erfaßte. Anatol nahm sich daher vor, sein Augenmerk von nun an sorgfältig diesem Punkte zuzuwenden. Er fand auch bald Gelegenheit, eine zweckdienliche Beobachtung zu machen.

Eines Tages mit seinem Zögling auf der Spitze des Valerianusberges stehend, entging ihm nicht, mit welch lebhaftem Vergnügen dieser sich in die Anschauung der schönen Landschaft vertiefte, welche vor ihnen ausgebreitet lag.

„Du scheinst Wohlgefallen an dieser Aussicht zu finden, mein theurer Sohn?" nahm Anatol das Wort.

„Wie sollte ich nicht!" erwiderte Theodor. „Welcher Mensch, mit Sinn und Gefühl für die Natur begabt, könnte dieses herrliche Panorama gleichgiltig betrachten? Hier tief unter unsern Füßen inmitten seiner vortrefflichen Weinberge das friedliche Dorf Sürène, dessen Glocken uns Grüße zuzurufen scheinen, dahinter der breite Strom, der seine Fluthen in vielen Krümmungen dahinwälzt, als ob er sich ungern von der üppigen Hauptstadt entferne; da drüben am jenseitigen Ufer das reizende Wäldchen von Boulogne und vor ihm die umfangreiche Abtei von Longchamp, deren blendende Gebäude einen überraschenden Contrast gegen das dunkle Grün des Waldes bilden; im Hintergrunde auf beiden Ufern der Seine die unabsehbaren Häusermassen von Paris mit ihren majestätischen Domen, glänzenden Kuppeln und Thürmen, welche der Montmartre zu krönen und diese Königin der Städte beherrschen zu wollen scheint, — kaum kann es eine Landschaft geben, die wie diese das Liebliche mit dem Großartigen verbindet oder in effektvollerem Wechsel Licht und Schatten bietet."

Theodor schien sich ganz erwärmt zu haben bei dieser lebhaften Rede, welcher sein väterlicher Freund mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Du malst gut mit Worten" versetzte letzterer. „Mancher Maler würde die Farben nicht so geschickt aufzutragen wissen, wie du es da eben gethan."

„O wäre ich ein Maler!" erwiderte Theodor, „ich wollte die rechten Farben schon finden, um die friedliche Ruhe des Dörfchens, den Silberglanz des Stromes, das saftige Grün der Weinberge, das ehrwürdig-graue Alter der Kirchen wiederzugeben, so sehr entzückt mich dieser Anblick."

„Und möchtest Du ein Maler werden?"

„Ei warum denn nicht. Es kann keinen schöneren Beruf geben als den, die Wunder der göttlichen Schöpfung oder die wichtigsten Momente aus der heiligen Geschichte oder die Thaten edler Menschen bildlich darzustellen. Mir scheint, der Maler schreibt mit dem Pinsel Geschichte, dichtet in Farben ein Loblied auf Gott."

„Wohlgesprochen mein Sohn!" rief mit Rührung Anatol, „wir werden auf dieses Thema zurückkommen. Laß' uns jetzt zur Klause gehen; es ist Zeit das Vesperglöckchen zu läuten."

Anatol war glücklich, das Geheimniß der Neigung seines Zöglings erlauscht zu haben. Aber auch Theodor schien sich derselben durch diesen Vorgang erst bewußt zu werden. Er weidete sich öfter als zuvor an der schönen Aussicht, welche sich auf dem Gipfel des Berges darbot und fühlte in sich das Verlangen,

was er sah, oder die Gedanken, die ihm seine durch die Einsamkeit gesteigerte Phantasie eingab, mit dem Griffel wiederzugeben. Seine Geschicklichkeit im Zeichnen kam ihm gut zu statten dabei. Er versuchte anfangs nur, leichte Skizzen einzelner besonders hervortretender Gesichtspunkte zu entwerfen, und als ihm diese gelungen schienen, eilte er voller Freude damit zu dem würdigen Führer seiner Jugend, welcher den Versuch erfolgversprechend fand und ihm zu dem guten Anfange Glück wünschte. Theodors Eifer wurde dadurch mächtig angeregt, und bald sah er sich durch diesen in die ersten Geheimnisse der herrlichen Kunst eingeweiht, welche er in dem vorigen Gespräche so treffend bezeichnet hatte und welche ihm später die höchsten Genüsse verschaffen sollte.

Von nun an ließ der Jüngling seiner Neigung zur Kunst den freiesten Spielraum. Mit demselben lebhaften unermüdlichen Eifer, mit welchem er alles, was er je getrieben, verfolgt hatte, lag er nun seinen Kunststudien ob und es entflammte ihn der Wunsch, mit Auszeichnung dereinst eine Laufbahn zu verfolgen, auf welcher ihm Namen, unsterblich durch ihre Werke, wie Tizian, Michel Angelo, Coreggio, Raphael 2c. als Koryphäen voranleuchteten. Anatol bemerkte dieß mit Vergnügen. Er wußte wohl daß die Meisterschaft in der Kunst zunächst natürliche Anlage, Talent erfordert; er wußte aber auch, daß diese allein noch keinen Künstler machen, daß sie geweckt, gebildet werden müssen und er traf insgeheim die entsprechenden Vorkehrungen hiezu. Insbesondere setzte er sich in

schriftliches Benehmen über diese hochwichtige Angelegenheit mit seinem Freunde, dem Oberpfarrer von St. Thomas. Dieser, ganz den Ansichten Anatols beipflichtend, empfahl den angehenden Jünger der Kunst einem der ersten Meister der Hauptstadt, welcher, nachdem er Theodors Bekanntschaft gemacht und seine Skizzen geprüft hatte mit der größten Bereitwilligkeit sich herbeiließ, ihn in sein Atelier aufzunehmen.

Die Ausführung dieses Planes legte Theodor das schwere Opfer der Trennung von dem väterlichen Freunde, von dem liebgewonnenen Valerianusberge auf. Bei den innigen Beziehungen zwischen ihm und Anatol lassen sich die schmerzlichen Gefühle leicht errathen, welche angesichts dieser Trennung des Einen wie des Andern sich bemächtigten. Zwar sah Theodor die unabwendbare Nothwendigkeit wohl ein, diese stille Klause, in welcher er so glücklich gewesen war, in welcher er gelernt hatte den Zweck des Daseins zu begreifen, nun zu verlassen. Aber dessen ungeachtet fiel ihm dieß unglaublich schwer, und als die Scheidestunde gekommen war fühlte er die ganze Bitterkeit eines solchen Abschieds. Kaum vermochte er den Armen des geliebten Lehrers sich zu entreißen, und als es endlich geschehen war, als er den Berg hinabschritt, blieb er noch oftmals stehen, um den feuchten Blick nach der Wohnung des Friedens zurück zu lenken.

„Ach!" rief er schmerzlich aus, „warum bin ich gezwungen, mich so frühe von dem guten Vater, von dem weisen Manne zu trennen, der meine wankenden Schritte umsichtig und liebevoll leitete, dem ich alles

verdanke, was ich bin! Wohlan, ich folge dem Rufe der Vorsehung. Schütte Du, o Herr, aus dem unerschöpflichen Füllhorn Deiner Gnade die reichsten Segnungen über Vater Anatol aus! Friste noch lange sein Dir geweihtes Leben, beschütze sein Alter, bewahre ihn vor Gebrechlichkeit; und sind nach Deinem unerforschlichen Rathe ihm noch Leiden vorbehalten. o so bitte ich Dich, allgütiger Vater, verhänge sie über mich, lasse mich für ihn leiden!"

In Paris nahm Theodor Wohnung bei seiner Mutter. Durch ihren rastlosen Fleiß und ihre musterhafte Sparsamkeit war Agathe wieder zu einigem Wohlstande gelangt, und es gereichte ihr zur innigsten Freude, den geliebten Sohn in ihre nun sehr anständige und gut möblirte Wohnung einführen zu können.

Theodor führte, wie es von ihm nicht anders zu erwarten war, auch in der Hauptstadt und inmitten ihrer verführerischen Genüsse ein äußerst sittsames, solides, zurückgezogenes Leben. Wohl wissend, daß Unschuld des Herzens und Reinheit der Sitten der Jugend schönster Schmuck, Vergnügungen dagegen ein Abgrund sind, welcher Gesundheit, Glück, Vermögen verschlingt, vermied er sorgfältig den Umgang junger Leute. So glich er bei der Sittenverderbniß unter den jungen Leuten großer Städte der Lilie, welche sich aus der Mitte häßlicher Dornen und Disteln erhebt. Seinen frommen Gebräuchen blieb er treu; seine Beschäftigung bildete außer seinen künstlerischen Arbeiten und Studien hauptsächlich eine sorgfältig gewählte

Lectüre; seine Freude und Erholung aber war gemüthliche Unterhaltung mit seiner geliebten Mutter und die Bethätigung der zartesten Sorgfalt und Aufmerksamkeit gegen sie.

Wie viele Jünglinge, welche diese Charakterfestigkeit nicht besitzen, weil Gottesfurcht nicht die Seele ihrer Erziehung war, leiden in dem Alter, in welchem Theodor jetzt stand, Schiffbruch an Leib und Seele, indem sie den Verlockungen der erwachenden Leidenschaften nicht zu widerstehen vermögen! Theodor aber mit seinen frommen Grundsätzen wußte ihrer Herr zu werden. Ihm bot die Welt vergebens das Schauspiel ihrer Vergnügungen und Genüsse, oder besser, ihrer Thorheiten dar. Gleich jenen drei Söhnen Israels im feurigen Ofen sah er die Seuche, ohne von ihr ergriffen zu werden. Mit dem Schilde des Glaubens bedeckt widerstand er siegreich den vergifteten Pfeilen des Lasters. Ebenso machte er nur für Gott und zu Gottes Ehre von den Gaben Gebrauch, welche die gütige Vorsehung ihm in so reichem Maße gespendet hatte. Er würde sich geschämt haben seine Talente im Dienste des Bösen zu entweihen, denn ihm blieb unvergessen, daß nur der Reine das Himmelreich gewinnt. Dieser gute Sohn konnte in Wahrheit mit dem königlichen Propheten ausrufen: „Der Herr ist mein Erbtheil; so fürchte ich die hinterlistigen Widersacher meines Heiles nicht.“

Drei Jahre blieb Theodor in Paris. Durch seinen Fleiß und seine vorzügliche Begabung hatte er während dieser Zeit so bedeutende Fortschritte in

seiner Kunst gemacht, daß er durch seine Leistungen alle andern jungen Künstler weit übertraf. Selbst die vorzüglichsten älteren Meister sprachen mit dem größten Lobe von seinen Werken, und bei den öffentlichen Ausstellungen erregten dieselben nicht selten die Bewunderung der Kunstfreunde, wurden auch einigemale mit Ehrenpreisen gekrönt.

Man rieth dem talentvollen Jüngling, eine längere Reise nach Italien zu unternehmen um sich dort durch das Studium der Werke der Koryphäen seiner Kunst noch weiter auszubilden, und ihm selbst lag dieser Wunsch längst vor allen andern am Herzen. Allein zu einem jahrelangen Aufenthalte in Städten wie Rom, Florenz, Neapel gehörten ganz andere Mittel als die bescheidenen Ersparnisse Theodors und seiner Mutter, und es würde bei beider Schüchternheit, welche ihnen nicht gestattete, mit Glücksgütern gesegnete Nebenmenschen in Anspruch zu nehmen, nicht dazu gekommen sein, wenn nicht der menschenfreundliche Oberpfarrer von St. Thomas, der gute Genius Agathens und Theodors, von dem Plane gehört und ihn gebilligt hätte. Seinem vielvermögenden Einflusse gelang es bald, dem jungen Künstler reiche Gönner zu verschaffen, welche ihn in seinem Vorhaben unterstützten; und der hochwürdige Herr trug selbst nach Kräften dazu bei, denn er war keiner der heutzutage so häufigen Menschen, welche nur aus Anderer Taschen Gutes thun, die eigenen aber vorsichtig zuhalten.

Ueberdieß stellte er dem päpstlichen Nuntius, bei dem er in großem Ansehen stand, seinen Schützling

vor. Dieser hohe Kirchenfürst empfing den jungen Maler, dessen ganzes Wesen einen gewinnenden Eindruck auf ihn machte, mit ausgezeichneter Leutseligkeit, deckte vollends, was zu den Reisemitteln noch fehlte, und versah Theodor überdieß mit Empfehlungsbriefen an Künstler in den wichtigsten Städten Italiens.

Mit allen Erfordernissen ausgerüstet säumte Theodor nun keine Stunde mehr, die Vorkehrungen zu seiner Reise in Angriff zu nehmen.

## 6.
## Die Reise.

Wir übergehen die rührenden Scenen des Abschieds zwischen Theodor und seiner guten Mutter, dann seinem Freunde und Lehrer Anatol. Gesegnet von dem ehrwürdigen Greise, welcher sich kaum Hoffnung machen konnte die Rückkehr des liebenswürdigen Jünglings zu erleben, und unter den zärtlichsten mütterlichen Liebkosungen verließ er Paris, um durch das wein- und sonnenreiche Burgund der südlichsten Schweizergränze zuzueilen, und zunächst in Genf einige Rasttage zu halten.

Man könnte die Gegend von Genf das Paradies des Schweizerlandes nennen. Unmittelbar gränzt hier das Lieblichste an das Majestätische. Der weinumrahmte See, in dessen blauen kaum bewegten Fluthen sich die eisigen Firnen der Schneegebirge spiegeln, die reizend gelegene Stadt mit ihren freundlichen, zum Theil imposanten Gebäuden, die malerischen Dörfer und idyllischen Landhäuser an den Ufern des See's,

diesem entströmend die reißende Rhône, welche dessen linde Wogen in ihrem Felsenbette in wildschäumende brandende Wellen verwandelt, die, als wollten sie der Felsengebirge spotten, unterirdisch durch diese hindurch sich ihre Bahn gebrochen haben um bald nachher selbst gedehmüthigt zu werden, indem sie spurlos im Mittelmeere verschwinden — wie hätte unser für das Schöne so empfänglicher junger Freund diese Gegend bereisen können, ohne einige Tage zu verweilen und die Eindrücke dieser großartigen Natur ganz in sich aufzunehmen? Er fand nicht nur reiche Ausbeute für sein Skizzenbuch, sondern auch sehr werthvolle Sammlungen in dieser, durch ihre hohe Kulturstufe berühmten Stadt, der Geburtsstädte zweier Männer von so ganz verschiedenen Lehren, nämlich Rousseau's und Calvin's.

Hierauf durchstreifte Theodor die an pittoresken Gegenden so reichen savoyischen Alpen. Welcher Mensch könnte sie ohne Staunen und Ehrfurcht betrachten, diese Riesen der Natur, diese unvergänglichen Marksteine der göttlichen Allmacht und Größe, an denen Jahrtausende spurlos vorübergegangen sind!

In der Alpengegend muß Jeder, der Dichter wie der Maler, der Philosoph wie der schlichte Wandersmann, sich hingerissen fühlen zur Bewunderung Gottes und seiner herrlichen Schöpfung. Alles ist da großartig und erhaben, bald Graußen erregend, furchtbar, bald lieblich und voll Reiz. Das Rollen des Donners, in diesen tiefen Thälern, majestätischer als irgendwo, das donnerähnliche Heulen des Sturmes

in diesen Gebirgsschluchten, die starren Gletschermassen, die der Vegetation und des menschlichen Fleißes spotten, die gigantischen Felsen, welche ihre höchsten Zacken bis in die Wolken zu erheben scheinen und auf deren schwindelnder Höhe noch schlanke Tannen grünen, die verderbliche Lavine, deren hundertfach wiederhallendes dumpfes Krachen weithin Schrecken verbreitet, das Brausen der Gießbäche, die in schäumenden Kaskaden in die Thäler niederstürzen, zuweilen auch mehr als tausend Fuß senkrecht herabfallen, so daß ihr Wasser nur als Staub den Boden erreicht; die flinke Gemse, wie sie kühn von Fels zu Fels sich schwingt oder in Rudeln friedlich weidet, — das alles und noch unendlich viele Gegenstände und Erscheinungen, die wir nicht alle hier anführen können, weist in diesen Gebirgen auf ein höheres Wesen hin, welches von Anbeginn war, und vor welchem der Mensch in Ehrfurchtsschauern in den Staub niedersinken muß.

So erging es unserem jungen Wanderer, als er zum erstenmale Gelegenheit hatte, das Alpenglühen zu sehen, diese wunderbar überraschende, nur den Alpen eigenthümliche Erscheinung.

Unter Alpenglühen versteht man die rothe Beleuchtung der mit ewigem Schnee bedeckten Alpengipfel durch die Morgenröthe. — Noch breitet dunkle Nacht sich über Berg und Thal und Hügel aus; nur an den allerhöchsten Spitzen spiegelt sich die prächtige Morgenröthe ab und hüllt sie in durchsichtig scheinenden Purpurglanz, so daß sie wie Kolosse glühenden Eisens gegen den nur noch matt erhellten Himmel ragen.

Allmählich, je nachdem die Sonne am Firmamente höher steigt, senkt dieses glühende Roth sich auf die tiefer liegenden Gipfel nieder, während die höchsten nun im schönsten Rosenroth erscheinen. Wieder etwas später erglänzen die höchsten Spitzen im blendenden Weiß des ewigen Schnees; dagegen zeigen sich nun die niederen Gipfel mit Rosenroth, und die nur wenig erhabenen Berge mit Purpur übergossen, Thal und Land jedoch verbirgt noch tiefe Finsterniß, welche um so undurchdringlicher für das menschliche Auge ist, weil der Glanz der Berge dieses blendet. Endlich steigt die Sonne auch über die höchsten Firnen majestätisch empor, und während die Bergriesen nun im Silberglanze erscheinen, dringt die Morgenröthe auch in die minder hochliegenden Gegenden hinab, die, plötzlich sichtbar werdend, im effectvollsten Wechsel von Licht und Schatten zu den Füßen des staunenden Menschen liegen.

Als Theodor zum erstenmale das Alpenglühen sah, fiel er unwillkührlich auf die Kniee nieder und pries in begeisterter Erregung die Majestät und Größe Gottes. Niemals vermochte die Zeit aus seinem zarten Gemüthe den tiefen Eindruck zu verwischen, welchen dieses unvergleichliche Naturschauspiel auf ihn gemacht hatte. So, immer bewundernd und unermüdlich in der Bereicherung seines Skizzenbuches, gelangte er endlich nach Turin, der schönen und volkreichen Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Sardinien, am schiffbaren Po.

Enthalten schon die vierzig zum Theil merkwürdigen und prächtigen Kirchen dieser Stadt, wie z. B. die Kathedrale San Giovanni, der Kunstschätze viele, welche den jungen Maler fesseln und mit Entzücken erfüllen mußten, so war dieß in noch viel höherem Maße der Fall in der königlichen Gemäldegallerie im alten Palaste oder Palazzo Madonna, welche reich an Werken der berühmtesten Meister Spaniens und Italiens ist. Nehmen wir hiezu das weiche gefühlvolle Herz, den für alles Schöne und Erhabene empfänglichen Sinn unseres jungen Freundes, wie er sich schon auf seiner ersten Entwickelungsstufe in der Schilderung der Aussicht vom Valerianusberge kundgegeben, und der natürlich zugenommen hatte je tiefer er in die Geheimnisse seiner Kunst eingedrungen war, — so können wir uns einen Begriff machen von der freudigen Aufregung und Ueberraschung, in die er sich versetzt fühlte, von dem glühenden Eifer, welcher ihn bei Ansicht dieser Herrlichkeiten überkam.

Erst nach längerem, für ihn sehr fruchtbringendem und genußreichem Aufenthalte in Turin vermochte er sich loszureißen, um, seinem Reiseplane folgend, sich nun zunächst nach dem stolzen Genua zu wenden, welches schon die Alten der herrlichen Ansicht wegen, die es von der Seeseite darbietet, La Superba, d. h. die Prächtige nannten. Neue Hochgenüsse erwarteten ihn hier. Zunächst der Anblick des Meeres, welcher nicht weniger überraschend sein soll als die großartige Alpennatur! In Theodor freilich regte der Anblick des Meeres und der Schiffe auf seinem Rücken pein-

licher als je die Erinnerung an seinen armen Vater auf, und verbitterte ihm die Großartigkeit dieses Schauspieles. Mit desto größerem Eifer studirte er Bibliotheken, Gemälde und andere Kunstsammlungen, an denen auch Genua sehr reich ist. Außerdem besitzt es eine Kunstakademie, reiche herrliche Paläste, über hundert Kirchen, und bot somit dem aufstrebenden Künstler des anziehenden und bildenden Stoffes unendlich viel dar.

Von Genua schiffte Theodor sich nach Ostia ein, einer Stadt im Kirchenstaate an der Mündung der Tiber, unfern von seinem eigentlichen Reiseziele, dem unvergleichlichen Rom. Noch nie hatte er ein Schiff betreten. Wir können uns daher bei seiner Wißbegierde leicht einen Begriff davon machen, mit welchem Interesse er auch hier auf dem schwimmenden Wunderbau des Meeres alles, was er sah, betrachtete, mit welchem Eifer er die Einrichtungen und Räume des stolzen Gebäudes kennen zu lernen suchte.

Unübertrefflich schön schildern alle Reisenden den Abend und die Nacht auf dem Meere, insbesondere den Anblick des mit zahllosen Sternen bedeckten Himmelsgewölbes, welches sich auf dem Lande nirgends so in seiner Unermeßlichkeit zeigt, wie auf der hohen See.

Wie zauberisch uns auch das Licht des Mondes dünken mag, wenn wir am stillen Abende von einer Höhe, oder im säuselnden Haine dem Laufe dieses geheimnißvollen Planeten folgen, so wird es uns nie so magisch, nie von so wunderbarer Wirkung erscheinen

als auf den Wogen des Meeres, auf welche der Mond einen ganz besonderen Einfluß hat, indem er Ebbe und Fluth erzeugt. Seine bleichen Strahlen brechen sich in den leichten Nebelstreifen, welche da und dort den Fluthen entsteigen, und geben ihnen das Ansehen luftiger Elfengestalten, welche, vom Hauche des Abendwindes getragen, auf den Wellen dahin zu tanzen scheinen. Weithin erglänzt der Wasserspiegel in auf- und niederwallenden Silberstreifen, welche das Mondlicht auf dem Scheitel der Wellen bildet. Diese eigenthümliche Mischung von Licht und Schatten, verbunden mit dem Leuchten der Sternschnuppen und anderer Meteore, — diese tiefe Stille, nur zuweilen unterbrochen durch die Brandung einer Welle am Schiffe oder durch das Aufschnalzen eines Schwarmes fliegender Fische, deren perlmutterartiger Schimmer den Zauber des Ganzen erhöht, oder durch das Rauschen eines auf die Oberfläche kommenden Meerungeheuers, — bringen im Menschen, selbst in dem abgehärteten rohen Schiffsbewohner, eine so ernstfeierliche Stimmung hervor, wie kaum eine andere Erscheinung der Welt.

Welche Eindrücke die Nacht auf dem Meere in dem guten Gemüthe Theodors hinterließ, läßt sich nicht wohl beschreiben. Als er noch einsam mit seinem Lehrer Anatol den Valerianusberg bewohnte und von dessen Gipfel hinabschaute in die weite Landschaft, deren Gränze das Auge nicht mehr zu unterscheiden vermochte, dünkte ihm, was er sah, die Unendlichkeit zu sein. Nun mußte er sich bekennen, wie winzig klein

und beschränkt sein damaliger Begriff und Gesichtskreis gewesen war im Vergleiche zu den grönzenlosen Fernen, welche sein Auge jetzt durchmaß. Seine Gefühle lösten sich auf in stille Gebete zum Lobe des Höchsten und der Wunderwerke seiner Schöpfung.

7.

## Die ewige Stadt.

Rom! unsterblicher Name! Mit welcher ehrfurchtsvollen Begeisterung nennt dich der Christ wie der Künstler, mit welch' frommem Eifer strömen Tausende jährlich aus weiter Ferne zu deinen weihevollen Tempeln, zu deinen geheiligten Altären, zu deinem classischen Boden hin, zu dir, schon von den Alten „die Ewige Stadt" benannt! —

Wohin man blickt, begegnet man den großartigen und ehrwürdigen Spuren des weit über Christi Geburt zurückreichenden Alterthums der Stadt, und der Weltherrschaft, welche sie einstens sich angeeignet hatte. Ihre Ausdehnung ist weniger überraschend als ihre Lage auf sieben Hügeln und der Anblick ihrer prächtigen Gebäude, und dieser bewunderungswürdigen zweitausendjährigen Ruinen, welche wegen der hohen Stufe der Kunst, von der sie zeugen, noch heute in unserer fortgeschrittenen Zeit das Staunen des Beschauers erregen. Durch den Wechsel aller Zeiten strahlen sie hindurch diese redenden Ueberreste der Macht und Herrlichkeit jenes großen Volkes, welches den Tribut fast aller übrigen Völker zu den Füßen der Königin

der Städte, der weltbeherrschenden Roma sammelten. Diese herrlichen Trümmer der zahlreichen prachtvollen Tempel, der Theater und Amphitheater, zum Theil aus der Zeit des Pompejus, der vor Christus lebte, herstammend, — des von Cäsar, ebenfalls vor Christus erbauten prächtigen Forums, des Capitol's und Pantheons, des Colosseums und der Triumpfbögen, der großartigen Wasserleitungen und sinnreich eingerichteten Bäder; diese antiken Statuen und Obelisken mit ihrer geheimnißvollen Bilderschrift, — sie sind die zur Bewunderung hinreißende verkörperte Geschichte eines Zeitraums von dritthalbtausend Jahren und einer Nation, deren Größe ihren Untergang herbeigeführt hat.

Rom besitzt nicht weniger als 364 Kirchen, worunter die Peterskirche die größte der Christenheit ist, indem dieser Wunderbau eine Länge von 730, eine Breite von 520, und bis zum Kreuze eine Höhe von 503 Fuß begreift. Die majestätische Kuppel, welche auf vier Pfeilern ruht, ist weltberühmt durch die Kühnheit und Zierlichkeit ihres Baues. Unter den neunundzwanzig Altären zeichnet sich besonders der prachtvolle, gerade unter der Kuppel stehende Hochaltar aus, welcher die Reliquien des heil. Petrus umschließt. Wer hätte vor achtzehnhundert Jahren ahnen sollen, daß dieser arme Fischer aus Galiläa, dem Jesus zur Pflicht machte, seine Lehre über alle Länder und Völker zu verbreiten, und der gleich seinem Herrn am Kreuze endete, dereinst das schönste Gebäude der Welt zur Ruhestätte haben würde? Ueber hundert

Kerzen brennen beständig an seinem Grabe und bezeugen die Ehrfurcht der Christenheit.

Die St. Peterskirche enthält eine Menge prächtiger Statuen, darunter jene der Kirchenväter, des heil. Ambrosius, des heil. Augustus, des heil. Chrysostomus und des heil. Athanasius, sowie die prachtvollen Grabmäler der Päpste. Den vor diesem Tempel sich ausbreitenden St. Petersplatz zieren ebenfalls Statuen, zwei herrliche Springbrunnen, zwei im Halbkreise erbaute Säulengänge und ein 124 Fuß hoher ägyptischer Obelisk.

Eine andere bemerkenswerthe Kirche ist die des heil. Johannes von Lateran, von Constantin dem Großen erbaut. Sie ist die Pfarrkirche des heiligen Vaters, somit die Mutter aller Kirchen der Christenheit, ausgezeichnet durch den Reichthum ihrer Reliquien und geschichtlich merkwürdig durch die darin gehaltenen heiligen Concilien. Vor der Façade dieses berühmten Tempels erhebt sich der schöne, aus einem einzigen Granitblocke bestehende Obelisk, welchen vor 3000 Jahren der ägyptische König Ramasses vor seinem Palaste in Heliopolis hatte aufstellen lassen.

Unter den weltlichen Gebäuden nimmt der Vatikan, die Residenz des heiligen Vaters, sowohl wegen seiner Großartigkeit als seiner Kunstschätze die erste Stelle ein. In ihm befinden sich die berühmten Wandgemälde Raphaels sowie eine reiche Gemäldesammlung und Bibliothek, die berühmte Sixtinische Kapelle und noch sonst des Sehenswürdigen viel. — Nächst dem Vatican sind hervorzuheben die Paläste

des Quirinal und Lateran. Auch in verschiedenen andern Palästen befinden sich Gemäldesammlungen von unschätzbarem Werthe. — Für die Pflege der neuen Kunst bestehen mehrere ausgezeichnete Akademien.

Wir können nicht alle die Sehenswürdigkeiten aufzählen, welche sich innerhalb der Mauern der ewigen Stadt befinden, indessen können wir unmöglich die Katakomben ganz mit Stillschweigen übergehen, diese Wiege Roms, insoferne man aus ihnen die Steine zur Erbauung desselben nahm. Diese unterirdischen Höhlen dienten den ersten Christen zum heimlichen Zufluchtsorte sowie zur Abhaltung ihrer religiösen Versammlungen, später zur Begräbnißstätte, vorzüglich ihrer Märtyrer, bis endlich die Kirche, aus den langen Kämpfen siegreich hervorgehend, sich triumphirend auf den Thron der alten Cäsaren schwang.

Theodor, welcher unermüdlich in der Besichtigung aller Merkwürdigkeiten war, konnte dem Verlangen nicht widerstehen, auch diese dunkeln Wohnungen zu besuchen, wo so Viele geschmachtet hatten, deren ganzes Vergehen die Erkenntniß und Liebe Gottes und das Beharren bei diesem ihrem christlichen Glauben gewesen war. Mächtig schlug sein Herz als er dieses Steinlabyrinth betrat, die Inschriften und die Urnen mit der Asche der Märtyrer erblickte. Wie viele bange Seufzer wurden aus diesen verborgenen Höhlen zum Himmel emporgesendet, wie viele große und schwere Opfer wurden dem Christenglauben hier dargebracht, wie viele himmlische Gnadenbezeugungen flossen herab in diese Räume! Von hier gingen sie hinaus jene

hochherzigen Bekenner des gekreuzigten Erlösers, — in welchen Löwenmuth mit der Sanftmuth des Lammes sich vereinigte, — um die Geduld der Henker zu ermüden, ohne daß die ihrige besiegt worden wäre. Fünfzehn Jahrhunderte sind verflossen, seit das blutige Beil den Händen ihrer Verfolger entfiel, und noch sind diese Höhlen der Gegenstand der Bewunderung und Pietät der Christen. Und das kommt daher, weil die heiligen Erinnerungen und Gefühle, die sie erwecken, nicht der vorübergehende Eindruck eines Augenblickes sind, sondern weil sie verwachsen sind mit unserm Glauben, aus dem sie hervorgehen und mit dem sie sich fortpflanzen werden.

Mit ähnlichen Gefühlen betrat Theodor das Amphitheater oder Colosseum, dieses kolossale Gebäude in ovaler Form, in welchem die Kampfspiele stattfanden, in welchem aber auch die Bekenner Christi den Löwen und Bären als Kampfbeute überlassen wurden. Bei seiner lebhaften Einbildungskraft war ihm, als höre er noch das Brüllen der Bestien, das Schreien der Gladiatoren, welche sie aufreizen mußten, das Stöhnen der zerfleischten Märtyrer, den donnernden Beifallsruf der unmenschlichen Zuschauer. Er glaubte die Engel zu sehen, welche herabschwebten um die Seelen der Unglücklichen in die himmlischen Wohnungen zu geleiten, und er vergoß Thränen der tiefsten Rührung. Noch nie hatte er das Glück der Religion so lebhaft empfunden als in diesem Augenblicke. Er hätte sich stark genug und muthig gefühlt, ebenfalls für Jesus Christus zu sterben.

So erregt Rom in dem christlichen Besucher Gefühle der Bewunderung, indem es ihn bei jedem Tritte mit Stolz auf seine unvergänglichen Trophäen des Glaubens hinweist, und an den Sieg der Kirche über das Heidenthum mahnt!

Wenn einerseits hier in der Hauptstadt der alten Welt das Herz sich wehmüthig ergriffen fühlt durch die Erinnerung an die Thorheit jener Menschen, welche in ihren nun als Ruinen vor uns liegenden Tempeln ihren Götzen opferten, durch die Erinnerung an den Fanatismus und die Barbarei, deren Schauplatz die Katakomben und das Amphitheater waren; so gedenkt andererseits der Geist mit Entzücken der Lehre des heiligen Kreuzes, dieser erhabenen göttlichen Lehre, welche das Kapitol besiegt, die Götzenbilder in den Staub geworfen und auf ihren Trümmern die wahre Kirche aufgebaut hat, durch welche der Himmel sich mit der Erde versöhnte. Ja, weit mehr im christlichen Rom als in seinen staunenswerthen heidnischen Alterthümern fühlt sich das Herz von Bewunderung und heiligen Schauern ergriffen, denn es weiß sich auf dem Kampfplatze der Helden unseres Glaubens, dessen Wahrheit sie mit ihrem Blute besiegelt haben, gegen welchen die Mächte der Finsterniß vergebens ankämpfen, und dessen Ziel es ist, seine getreuen Anhänger dem Himmel zuzuführen.

Nachdem Theodor fast zwei Monate vorzugsweise der Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten, namentlich auch aller Kirchen, Bibliotheken, Kunst- und Gemäldesammlungen gewidmet hatte, wendete er sich

mit um so größerem Eifer seinem eigentlichen Zwecke, seiner künstlerischen Ausbildung zu. Sehr nützlich waren ihm die Empfehlungsbriefe des päpstlichen Nuntius, denn sie bereiteten ihm die zuvorkommendste Aufnahme bei allen Künstlern, öffneten ihm alle Ateliers und Galerien. Wie ihn dieß freute und aneiferte, den wißbegierigen, strebsamen Jüngling! Er versäumte daher auch keine Gelegenheit, seine Kenntnisse zu bereichern, seine Kunst zu vervollkommnen und verwendete hierauf zwei volle Jahre.

Zunächst waren es Landschaften, was sein Pinsel hervorbrachte; es drängte ihn, die vorzüglichsten Skizzen aus seinem Reisebuche, die Gegenden und Erscheinungen, welche den größten Eindruck auf ihn gemacht, in vollständiger Ausführung darzustellen, oder, um uns eines früheren Ausdrucks von ihm zu bedienen: mit dem Pinsel seine herrliche Reise zu beschreiben. Seine Bilder „Alpenglühen“ und „Die Mondesnacht auf dem Meere“ erregten sowohl durch ihre tiefe Auffassung als ihre künstlerische Vollendung allgemeines Aufsehen und erwarben ihm einen Namen unter den Künstlern und Kunstkennern Roms. Aber auch der Historienmalerei, d. h. der Darstellung göttlicher oder menschlicher Figuren in geschichtlichen Momenten, z. B. Scenen aus der heiligen Geschichte, widmete sich Theodor mit dem glänzendsten Erfolge, und erwarb sich auch auf diesem Felde seiner Kunst Ehre und Anerkennung besonders durch zwei Gemälde: „Das Gebet des Einsiedlers“ und „Brennus auf dem Forum von Rom.“ Auf ersterem hatte er Vater Anatol und

neben diesem sich selbst kniend und betend vor dem Kreuze auf dem Gipfel des Valerianusberges vortrefflich dargestellt; der Gegenstand des letzteren war die geschichtliche Scene, wie der gallische Heerführer Brennus 390 vor Christi Geburt auf dem Forum des besiegten Rom sich eine Contribution von Tausend Pfund Gold zuwiegen läßt, und, während die Römer ihre prächtigen Goldgefäße und Geschmeide zu seinen Füßen niederlegen, im Gefühle seiner Siegerherrlichkeit und der Ohnmacht seiner Feinde noch sein schweres Wehrgehänge zu den Gewichten in die Wage wirft, um den Tribut zu erhöhen.

Theodor beobachtete während seines zweijährigen Aufenthalts in Rom stets jene Zurückgezogenheit, in welcher er von Kindheit auf erzogen worden war. Er befleißigte sich der einfachsten und mäßigsten Lebensweise. Die Kirche und die Akademie waren lange Zeit die einzigen Orte, welche er täglich besuchte. Erst nach geraumer Zeit wagte er Abends zur Erholung kleine Spaziergänge in die Umgebungen Roms zu machen, bei welchen jede hübsche Parthie, jede schöne Aussicht die lebhaftesten Erinnerungen seiner Jugend, das Wäldchen von Boulogne und die Aussicht vom Valerianusberge, ihm in das Gedächtniß zurückrief. Wie entzückt er war, wenn er auf bemoosten Trümmern im Schatten einer Platane oder eines duftenden Orangenhaines saß, und in den tiefblauen italienischen Himmel schaute oder dem Säuseln des Abendwindes lauschte! Es kam ihm vor als lispelten die leise bewegten Blätter ihm Grüße aus der Ferne zu.

Als liebender und dankbarer Sohn hatte Theodor seit seiner Abreise von Paris häufig an seine Mutter geschrieben. Er erzählte ihr in seinen Briefen, welche voll von Beweisen der kindlichen Zärtlichkeit waren, von seinen Reisen, seinen Studien, von den Herrlichkeiten Roms, und suchte sie zu trösten über ihre traurige Einsamkeit. Sie hinwiederum beschwor ihn in ihren Antworten, seinen sittlich-religiösen Grundsätzen treu zu bleiben, sprach von ihrer Verlassenheit oder erinnerte ihn an seinen unglücklichen Vater, der ihr unvergeßlich war und für den sie täglich betete. Oft auch schilderte sie ihre Sehnsucht nach dem geliebten Sohne in rührenden Worten und drückte den Wunsch aus, ihn nun bald als vollendeten Künstler ebenso rein und tugendhaft, als er sie verlassen, in ihre Arme zurückkehren zu sehen, ohne jedoch durch ein bestimmtes Verlangen in seine Plane einzugreifen.

Einstmals aber ließ sie ihn sehr lange auf Nachrichten warten; es vergingen fast zwei Monate ohne daß er eine Zeile von ihrer Hand empfing. Dieses unerklärliche Schweigen versetzte den guten Sohn in die größte Unruhe. Da war sein Arm wie gelähmt, es zog ihn nicht hinaus in die schöne Natur; still und traurig saß er nach mühsam vollbrachtem Tagewerke in seinem kleinen Zimmer, und tiefe bange Seufzer entwanden sich seiner Brust.

Es gibt für ein liebendes Kind, welches fern von der Heimath und den Seinigen leben muß, keinen größeren Schmerz als das Heimweh. Seine Gedanken sind zu Hause, seine Augen suchen thränen-

feucht am Horizonte die Richtung, in der die theure Heimath liegen muß, es streckt die Hände nach dieser Himmelsgegend aus und bittet und fleht, — ach, nur einen Augenblick möchte es in dem geliebten Kreise sein, ein einziges Mal nur den Vater, die Mutter, die Geschwister küssen und von Angesicht sehen! Jedoch allmählich kommt es zu sich, es berechnet die Meilen die zwischen ihm und dem Vaterhause liegen, die Monate, Tage, Stunden, die es fern von demselben noch auszuharren hat, und so fällt es aus Wonneträumen in die traurige Wirklichkeit zurück, glücklich, wenn wenigstens ein Thränenstrom dem beklommenen Herzen Linderung verschafft.

Unser Theodor war diesem Schmerze um so öfter preisgegeben, da er aus Aengstlichkeit, einen Mißgriff zu begehen, keinen vertrauten Freund besaß, dem er seinen Kummer hätte klagen können. Zu einem fast unerträglichen Zustande aber steigerte sich dieses Heimweh in der vorhin erwähnten Zeit, wo er so lange ohne Nachricht von seiner Mutter blieb. Ihr Bild schwebte ihm beständig vor Augen, er rief sie Nachts im Schlafe und streckte die Arme nach ihr aus. Seine lebhafte Phantasie träumte nur von Unglück, Krankheit, Tod. Er würde ganz unfähig zu jeglicher Leistung und krank geworden sein, wenn die Vorsehung nicht seinen Qualen ein Ende gemacht hätte.

Eines Tages als er, in diese trüben Gedanken vertieft, in seinem Stübchen saß, überbrachte ihm der Postbote ein Päckchen von Paris. Wer könnte seine Glückseligkeit und Wonne schildern, als er auf der

Adresse die Schriftzüge seiner Mutter erblickte! Mit zitternden Händen öffnete er das Packet, während aus seinen Augen Freudenthränen rannen und die Gegenstände benetzten, welche es enthielt. Diese waren: ein langer Brief seiner Mutter, ein Brief seines Lehrers Anatol nebst einem Buche, und ein besonders verbundenes und versiegeltes Couvert. Dieses und das Buch legte Theodor vorerst bei Seite um zunächst die langersehnten Briefe zu lesen. Wir lassen denjenigen des ehrwürdigen Anatol, weil er kurz ist, hier folgen.

„Mein theurer, mein geliebter junger Freund!“ schrieb der Greis mit unsicherer Hand, „wenn du diese Zeilen empfängst, ruhen vielleicht schon die Gebeine deines Lehrers unter dem kühlen Moose des Valerianusberges. Ich fühle es, daß meine Tage gezählt sind. Es sagt mir dieß mein Alter, sowie die zunehmende Schwäche und Hinfälligkeit meines Körpers. Aber ich sehe dem Tode ruhig entgegen, wie ich mit Ruhe auf den größten Theil meines durch Gottes Gnade langen Lebens zurückblicken kann, als dessen glücklichsten Abschnitt ich jene Jahre betrachte, wo du meine Einsamkeit theiltest und mit offenem Herzen meine Lehren empfingst.“

„Du liebtest mich so kindlich! Empfange mit gleicher Liebe diese Zeilen, vermuthlich meine letzten an dich. Und sagt dir dabei eine leise Ahnung, daß dein Freund schon eingegangen in das Reich des Lichtes und des ewigen Friedens, wo Gott dereinst uns wieder vereinigen wird, dann widme seinem Andenken eine stille Zähre.“

„Bleibe gut, mein Sohn, wie du es bisher gewesen! Du weißt es ja, daß Glück und Seelenfrieden nicht in der Welt zu suchen sind, daß ihre Keime in dir selber schlummern. Bleibe einfach und genügsam, nur der Genügsame ist reich, glücklich, ich möchte sagen gottverwandt. Halte fest an Gott und seinem Worte; nur er kann dich schützen im Kampfe gegen das Böse, — die Erde, sie kann dir nichts bleibendes gewähren, sie ist arm und dürftig mit allen ihren glänzenden Schätzen. Blicke vertrauensvoll zu den Sternen auf, unterdrücke Leidenschaften und Schwäche, die das traurige Erbe des Menschengeschlechtes sind, liebe deinen Nächsten, indem du stets der Armuth und Hülfsbedürftigkeit deiner Jugend eingedenk bleibst! Dann, mein theurer Sohn, wirst du glücklich sein, und die Klippen des Lebens werden vor dir verschwinden wie der Nebel, den die Sonne niederdrückt; du wirst nicht Schiffbruch leiden. Und kehrst du wieder in deine Heimath zurück, o dann besuche das Grab deines väterlichen Freundes und bete an demselben für die Ruhe seiner Seele."

„Das beifolgende Buch ist mein Vermächtniß für dich. Wie es mir in den bewegten Stunden meines Lebens Trost und Kraft gespendet hat, das Gute zu thun, das Böse zu hassen, so möge es dir ein treuer Rathgeber sein, dich gegen Anfechtungen zu schirmen. Befrage es nur oft. Denke, es sei die Stimme deines väterlichen Freundes, welche du im Leben so aufmerksam gehört, und welche aus diesem Buche gleichsam noch im Tode zu dir spricht."

Diese Zeilen erfüllten Theodor mit tiefster Rührung. Um sich seiner schmerzlichen Bewegung zu erwehren nahm er das Buch, betitelt „Massillons Betrachtungen,“ zur Hand und las darin eine Stelle. Zufällig schlug er eine Betrachtung auf, in welcher jener berühmte Kanzelredner mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit die Vergänglichkeit und den trügerischen Schein aller weltlichen Dinge mit der Ewigkeit und höchsten Seligkeit der göttlichen vergleicht. Das paßte so ganz zu seiner Sinnesart und gewöhnlichen Stimmung, daß er sich in diese Lectüre vertiefte und dadurch der schmerzliche Eindruck, welchen Anatols Brief auf ihn gemacht, gemildert wurde. Er drückte endlich das Buch aus der Hand seines verehrten Lehrers an seine Lippen, indem er sich vornahm, täglich darin zu lesen und es, wie Anatol geschrieben, als dessen Stimme zu betrachten, die noch im Tode zu ihm spricht.

Endlich öffnete Theodor auch das besonders versiegelte Couvert, dessen Inhalt er aus dem Briefe seiner Mutter schon kannte. Es enthielt eine nicht unbeträchtliche Baarschaft in Banknoten, theils Ersparnisse seiner guten Mutter, theils freiwillige weitere Spenden des Oberpfarrers von St. Thomas und anderer Gönner zu dem Zwecke der Verlängerung seiner Reise und seiner Studien.

Mit Gefühlen, die sich nicht beschreiben sondern nur selbst empfinden lassen, begab sich Theodor an diesem Tage zur Ruhe! Sein nagender Kummer hatte sich in Freude aufgelöst, seinem Dankgefühle war neuer reichlicher Stoff gegeben — kein Wunder,

wenn sein Gebet an diesem glücklichen Abende um so inbrünstiger zu Gott aufstieg, der die Wege der Menschen ebnet, gleichwie er den Sternen, Wolken und Winden ihre Bahnen anweist.

## 8.

## Neapel.

Wie mächtig auch der Drang des Herzens nach Durchlesung der empfangenen Briefe, insbesondere des ergreifenden Abschiedsbriefes von Anatol, unsern jungen Freund nach der Heimath hinzog, und wie natürlich es auch gewesen wäre, wenn er, nachdem er nun fast drei Jahre seinen Studien in Italien mit größtem Fleiße obgelegen, seine künstlerische Ausbildung als vollendet betrachtet und sofort die Rückreise angetreten hätte, so war Theodor doch keinen Augenblick im Zweifel darüber, was er zu thun, wie er die von der freigebigen Güte seiner Unterstützer ihm neuerdings zugeflossenen Geldmittel zu verwenden habe. Noch hatte er Neapel nicht gesehen. Ein Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, wir möchten sagen ein geheimnißvolles Ahnen, zog ihn unwiderstehlich nach dieser prächtigen Stadt, die man ihrer Kunst- und Naturwunder wegen die Einzige nennen könnte. Es schien ihm als würde er sich später eines groben Unterlassungsfehlers zu beschuldigen haben, als würde er eine Lücke in der Stufenleiter seiner Ausbildung lassen, wenn er nicht auch Neapel noch besuche, welches in sich selbst und seiner

Umgebung eine solche Menge durch die Schönheit der Natur oder durch Kunst oder durch historisches Interesse ausgezeichneter Punkte darbietet.

Was könnte für einen mit Sinn für das Großartige und Schöne in der Natur begabten Künstler anziehender und von größerem Interesse sein, als z. B. ein Ausbruch des Vesuv, dieses über jede Beschreibung erhabene, furchtbar schöne Schauspiel, das jährlich viele Tausende aus weiter Ferne nach Neapel lockt; oder ein Besuch der seit achtzehnhundert Jahren verschüttet gewesenen, nun großentheils wieder zu Tage gelegten Städte Herkulanum und Pompeji mit ihren bewundernswerthen Alterthumsschätzen, Wandgemälden, Mosaiken, Statuen, Handschriften auf Papyrusrollen, Vasen, Mumien u. s. w.?

Theodor beschloß daher, sofort die Reise dahin anzutreten, und nach einem Aufenthalte von zwei bis drei Monaten von da über Rom und Marseille in seine Heimath zurückzukehren. Er vollendete so rasch als möglich seine angefangene Arbeit, traf alle übrigen Anstalten und verließ die ewige Stadt, die ihn so lange gefesselt hatte und aus welcher er so kostbare, tiefe, für seine ganze Lebenszeit unverwischliche Eindrücke mit hinwegnahm. Ohne Unfall erreichte er Neapel.

Diese prächtigste, reichste und größte Stadt Italiens mit mehr als 50,000 Häusern und weit über 400,000 Einwohnern ist amphitheatralisch am Fuße der landwärts ansteigenden Berge um den unvergleichlich schönen und weiten Golf erbaut, und gewährt hiedurch einen unübertroffen malerischen, bezaubernden

Anblick. Durch sechs Castelle, welche die Stadt beschützen, und von denen eines, St. Elmo, hoch über der Stadt, ein anderes auf einem Felsen im Meere, ein drittes am Hafen liegt, wird der malerische Eindruck, den Golf und Landschaft hervorbringen, noch erhöht. Neapel besitzt dreihundert Kirchen und Kapellen, herrliche Paläste und andere sehenswerthe Gebäude, höchst interessante und reiche Museen von Kunstgegenständen und Alterthümern, eine großartige Gemäldegallerie, mehrere Bibliotheken, eine Universität und viele andere wissenschaftliche Anstalten und Academien.

In der herrlichen Domkirche mit hundert zehn Säulen aus Granit und Marmor wird das Blut des heiligen Januarius verwahrt. Nächst ihr ist die prächtigste die neuerbaute Kirche des heiligen Franz da Paula, dem Pantheon in Rom nachgebildet, mit einem kolossalen Vorhofe, an den sich zwei prachtvolle bogenförmige Säulengänge anschließen. Unter der Kirche St. Gemaro de Boveri befinden sich Katakomben, welche noch ansehnlicher sind als jene zu Rom.

Welches weite und ergiebige Feld öffnete sich da wieder der Thätigkeit unseres jungen Künstlers! Von Früh bis Abend war er auf den Beinen, nichts Sehenswerthes entging seiner Aufmerksamkeit und Wißbegierde. Er hätte nur die Länge der Tage verdoppeln zu können gewünscht, um sich noch anhaltender in seine Studien zu vertiefen, denn wir brauchen wohl kaum die Bemerkung zu wiederholen, daß er nicht nur seine Neugierde befriedigte, sondern daß er

vor allem seinen Hauptzweck, sein Kunststudium, verfolgte und für diesen alles was er sah nutzbar zu machen wußte.

Aber schnell und unaufhaltsam verrinnet die Zeit, schwinden Stunden, Tage, Monate dahin. Schnell auch war die Zeit abgelaufen, welche Theodor zu seinem Aufenthalte in Neapel bestimmt hatte. Wie gerne er noch so manches eingehender studirt, so manches copirt und sich mit noch mehreren Schätzen bereichert hätte, so war er doch ein viel zu guter Sohn, als daß er nicht hätte einsehen sollen, daß nun, nachdem er bereits so lange auf dem klassischen Boden Italiens verweilt und die Pflichten gegen sich selbst so erschöpfend erfüllt hatte, ihn andere Pflichten zurück in die Heimath, in die Arme der schmachtenden Mutter, des väterlichen Freundes riefen! Schon hatte er seine Angelegenheiten geordnet, den Tag seiner Rückreise nach Rom festgesetzt und hievon seiner Mutter zu ihrem einstweiligen Troste brieflich Nachricht gegeben, als er durch ein höchst wunderbares Ereigniß zurückgehalten und genöthigt wurde, seinen Aufenthalt auf unbestimmte Zeit zu verlängern.

Eines Tages gegen sechs Uhr Abends lenkte er seine Schritte nach dem schönen Quai des Hafens, wo er schon manche Stunde verbracht und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit das äußerst regsame geschäftige Leben, welches sich da entfaltet, beobachtet hatte. Man genießt daselbst nicht nur den imposanten Anblick vieler Schiffe, welche in dem Hafen vor Anker liegen, in denselben ein- oder auslaufen, sondern es gewährt

auch ein ungewöhnliches Interesse, das Leben und Treiben der Tausende von Menschen zu beobachten, welche beschäftigt sind, die verschiedenartigsten Waaren und Gegenstände auszuladen und am Lande aufzuhäufen, oder mittelst sinnreicher Vorrichtungen und Maschinerien auf die Schiffe zu bringen. Bunt und schwirrend tönen durcheinander die Commandoworte der Aufseher, Signale von den Schiffen, Klänge von Musikbanden größerer Schiffe, das Blöken, Wiehern und Heulen der verschiedensten Thiere, welche ein- oder ausgeschifft werden, das Geräusch der Fuhrwerke, der brandenden Wogen und wallenden Segel, in denen brausend der Wind sich fängt. Und doch glaubt man eine gewisse Harmonie in diesem allen zu bemerken, wenn man sieht, wie alles den Gesetzen einer bestimmten Ordnung folgt.

Was aber diesem Bilde das lebhafteste Colorit verleiht, das sind die verschiedenen Nationen in ihren bunten Trachten, die man auf verhältnißmäßig engem Raume vereinigt und vertreten sieht. Da findet man Orientalen der verschiedensten Raçen in ihren malerischen Costümen neben den ernsten Söhnen des Nordens; den leichtfüßigen Franzosen Arm in Arm mit dem bedächtigen Engländer, den kernigen, ungebundenen Amerikaner im Verkehre mit dem pelzbehangenen Russen, den schwarzen Sohn der Wüste mit seinem abstoßenden Typus neben dem besonnenen Deutschen, auf dessen offener Stirne Intelligenz und Biederkeit thronen; man begegnet dem gravitätischen Spanier, dem lauernden Portugiesen, dem stolzen Ungarn, dem

Griechen und Albanesen. Und mit den phantastischen Gewändern des Morgenlandes mischen sich die kleidsamen Trachten der Europäer nach ihren mannigfaltigen Stämmen, das dunkle Seemannshabit, die verschiedensten zum Theil prunkenden militärischen Uniformen, das schwarze Priestergewand, das gleichermaßen abschreckende wie Mitleid erregende Kleid des Sträflings und der vernachlässigte, dennoch aber interessante Anzug des Lazzarone von Neapel.

Theodor hatte sich geraume Zeit an diesem bunten Schauspiele geweidet und war mit seinen Blicken den dichten Haufen gefolgt, welche, Meereswogen gleich, sich nach allen Richtungen hinbewegten, um bald sich zu zerstreuen, bald wieder in engen Kreisen und Gruppen zu vereinigen, als ein mit einem großen Ballot beladener Matrose ihn unter Scheltworten auf die Seite stieß und ihn hiedurch unsanft aus seiner Betrachtung weckte. Der junge Künstler entfernte sich, indem er einige entschuldigende Worte in seiner Muttersprache erwiderte; allein der Unhold schien ihn nicht zu verstehen, sondern ging fluchend von dannen, worauf auch Theodor, verstimmt durch diesen Vorfall, den Rückweg antrat. Er hatte erst wenige Schritte gemacht, als er sich von einem Galeerensträfling, der seine mit Ketten belasteten Hände bittend zu ihm erhob, in gutem Französisch mit den Worten angeredet sah:

„Haben Sie Mitleid, junger Herr, mit einem armen, unglücklichen Manne! Der himmlische Vater, der Vergelter alles Guten, wird es Ihnen lohnen!"

Der gefühlvolle Theodor war tiefgerührt von dem Anblick dieses Unglücklichen. Sein kahler, nur von wenigen Locken begränzter Scheitel, sein langer grauer Bart gaben ihm das Ansehen des ehrwürdigen Alters, und doch mochte er kaum fünfzig Jahre zählen. Seine schlanke, wohlgewachsene Gestalt, seine leichten, anständigen Bewegungen und regelmäßigen Gesichtszüge standen in auffallendem Widerspruche zu den tiefen Schatten, welche auf seinem Antlitze lagerten und seine Stirne in Falten zogen. Und dieses treuherzige aber wehmüthige Auge mit seinem ruhigen, nicht die Erde suchenden offenen Blicke, — welchen Contrast bildete es zu der beschimpfenden Kleidung, zu der klirrenden Kette, die der Arme trug!

„Gott stehe euch bei!" erwiderte Theodor auf die Anrede des Sträflings, indem er seine Börse zog und einige Geldstücke in seine schwielige Hand fallen ließ.

„Ich danke euch, junger Herr!" versetzte dieser, während Thränen sein Auge benetzten. „Gott wird euch für euer Mitleid segnen."

„Ihr seid ein Franzose wie es scheint?" fragte Theodor weiter.

„Jawohl, mein Herr."

„Habt Ihr euer Vaterland schon lange verlassen?"

„Ach, viel zu lange für mein blutendes Herz. Es sind beinahe zwanzig Jahre."

„Ich beklage euch, mein Freund. Aber sagt mir, habt Ihr nicht Hoffnung euere Heimath wieder zu sehen?"

„Nein, lieber Herr, nicht die geringste. Ich bin zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt und fühle, daß ich das Ende dieser Marterzeit nicht erleben werde. In meiner peinlichen Lage könnte der Tod nur ein willkommener Retter sein. Ach, ich rufe ihn täglich, und doch kommt er nicht mich zu erlösen."

„Nun, laßt nur den Muth nicht sinken und den Glauben an Gott, der auch die Dornenbahnen in Blumenpfade verwandeln kann. Traget geduldig, was schweres er euch auferlegt, und erinnert euch jener tröstenden Stelle des Evangeliums: die Letzten werden die Ersten sein. „„Wer bei mir ist, bei dem werde auch ich sein"" spricht der Herr. Dieses göttliche Wort muß euch ermuthigen. Und habt Ihr euch einige Fehltritte vorzuwerfen, so tragt um so ergebener euer Leid, um den Himmel mit euch zu versöhnen."

„Ach nein, mein Herr, ich bin kein Missethäter; ich trage dieses schimpfliche Gewand, diese drückende Kette ohne Schuld. Kein Verbrechen haftet an meinen Händen. Der Wunsch, meine und der Meinigen Lage zu verbessern, war mein ganzes Vergehen und die Ursache meiner Erniedrigung und schweren Leiden. Was mögen sie machen, meine Lieben daheim? Ob sie wohl noch leben, ob es ihnen besser geht und sie meiner gedenken? O, unbeschreiblich ist die Qual des Gedankens, für immer von ihnen getrennt zu sein."

Thränen entquollen bei diesen Worten den Augen des Sträflings und benetzten seinen Bart; und diese Thränen — sie sagten mehr als seine Worte. Hätte

der junge Künstler noch irgend einen Zweifel an der Wahrheit des Gehörten gehegt, diese Thränen hätten denselben vernichtet. Theodor wollte die Unterhaltung fortsetzen, allein in diesem Augenblicke wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, daß die kurze Erholungszeit der Sträflinge vorüber sei und diese zu ihrer Arbeit zurückzukehren haben. Gleichzeitig ließ sich auch schon die rauhe Stimme eines Kerkermeisters vernehmen, der die Peitsche — dieses Symbol der menschlichen Grausamkeit und Entwürdigung — schwingend über den Platz geschritten kam, um diejenigen, welche vielleicht nicht rasch genug dem Glockenrufe folgten, in empfindlicher Weise zur Eile anzutreiben. Der Sträfling grüßte Theodor wehmüthig und entfernte sich, indem er seine Augen trocknete. Der junge Künstler, durch diese Scene und die vorhergegangene Unterhaltung in die schmerzlichste Stimmung versetzt, sah dem Unglücklichen tiefbewegt nach und würde sich wohl gerne mit ihm haben einschließen lassen, um durch seine Tröstungen demselben die Last der Kette zu erleichtern und die Nacht seines Schicksals auf Augenblicke zu erhellen. So blieb er, immer noch nach der Stelle blickend, wo der arme Landsmann im Gewühl verschwunden war, geraume Zeit stehen, bis zufällig der nämliche Kerkermeister wieder an ihm vorüberkam und er sich rasch entschloß, denselben anzureden.

„Möchten Sie nicht die Gefälligkeit haben mir zu sagen,“ fragte er in dem höflichsten Tone, „wer der Galeerensträfling ist, mit welchem ich so eben sprach?“

„Ich kenne nur seine Nummer" antwortete der Aufseher in barschem Tone; „wer er ist, das kümmert mich nicht."

„Wissen Sie auch seinen Namen nicht?"

„Nein."

„Werde ich diesen Mann, der gleich mir ein Franzose ist, wohl morgen wieder hier treffen und mit ihm sprechen dürfen? Oder möchten Sie mir nicht sagen, an wen ich mich zu wenden habe, wenn es hiezu einer besondern Erlaubniß badarf?"

„Finden Sie sich morgen Früh um acht Uhr zur Frühstücksstunde der Sträflinge hier ein, dann werden Sie Ihren Landsmann sprechen können" entgegnete der Kerkermeister, indem er die letzten Worte spöttisch betonte und dabei einen stechenden Blick auf Theodor heftete. Damit wendete er ihm kurz den Rücken ohne eine weitere Frage, welche dieser an ihn richtete, einer Antwort zu würdigen und ging mit geschwungener Peitsche, wie er gekommen, von dannen.

Auch Theodor schlug in tiefer Verstimmung den Weg nach seiner Wohnung ein. Dieser unerwartete Auftritt hatte ihn in eine Aufregung versetzt, welche er sich selbst nicht zu erklären vermochte. Er fühlte in sich das Verlangen nach weiteren Aufklärungen über das Schicksal dieses Mannes, und doch bebte er vor dem Gedanken zurück, sie zu erhalten. Was erregte in seiner Brust diesen Sturm der Gefühle? War es nur die allgemeine Menschenliebe, das tiefe Mitgefühl für einen Unglücklichen, welche den edleren Menschen beseelen? War es die magische Wirkung der Laute

seiner Muttersprache, unter so eigenthümlichen Umständen hier im fremden Lande vernommen, welche diesen tiefen Eindruck auf ihn machten? Oder lag die Ursache seiner Bewegung in noch tieferen, geheimnißvollen Beziehungen? Wer mochte der Unglückliche sein, der in der Absicht, das Loos der Seinigen zu verbessern, sein Vaterland verlassen hatte? Diese und andere Fragen beschäftigten ihn auf das lebhafteste.

Dann sagte er sich wieder: Was quälst du dich? Ein Sträfling ist jedenfalls ein verdorbenes Geschöpf; wie wäre er sonst in das Bagno gekommen. Er betheuert seine Unschuld wie es alle derartigen Subjekte mit dreister Stirne thun, indem sie sich als unglückliche Opfer des Mißgeschicks, Rechtsbruches oder der brutalen Gewalt darstellen. Ich würde thöricht sein, mich länger ob dieses Menschen zu bekümmern; ich will ihn vergessen und zu diesem Zwecke mich nach Hause begeben, um mich mit Lektüre zu beschäftigen.

Und doch kann ich seines Bildes mich nicht entledigen! Immer wieder steht es vor mir mit den gewinnenden offenen Zügen, und es kommt mir vor als klage dieses schimpfliche Gewand, indem es einen reinen Körper mit einer edlen Seele deckt, die Menschheit der Sünde, des Hasses, der Ungerechtigkeit an. — Nein, noch einmal, ich darf nicht mehr an ihn denken! Der Mann hat mein Herz unbegreiflich tief verwundet.

So schwankten Theodors Gedanken hin und her, wie ein steuerloses Schifflein auf tobenden Wellen. Immer von neuem bemühte er sich, von dem Vor-

falle abzukommen, und immer von neuem drängte derselbe sich ihm wieder auf und beschäftigte seine Einbildung.

Der Schlaf war für diese Nacht von seinem Lager gewichen. Vergebens betete er zu verschiedenen malen; auch das brachte ihm nicht die ersehnte Beruhigung. So fand ihn der grauende Morgen, und noch war die Sonne nicht hoch am Firmamente emporgestiegen, als er sich schon nach dem Quai am Hafen begab, um womöglich den Unglücklichen wieder zu finden, wie es der Galeerenwächter ihm in Aussicht gestellt hatte. Lange schon war er auf dem weiten Platze umhergeirrt, als ihm endlich derselbe Aufseher begegnete, den er am vorhergegangenen Abend gesehen und gesprochen hatte. Bald darauf hörte man die Glocke des Bagno läuten und wurden die Sträflinge für kurze Zeit behufs der Erholung auf den Quai gelassen. Unter ihnen befand sich auch der Mann, den Theodor erwartete. Er erkannte ihn augenblicklich wieder unter der Menge seiner ganz gleich gekleideten Unglücksgefährten, ging ihm entgegen und drückte demselben, der seinerseits hocherfreut über dieses Wiedersehen war, herzlich die Hand, indem er ihn anredete:

„Guten Morgen, lieber Landsmann! wie befindet Ihr euch heute?"

„Ich danke für euere Theilnahme," antwortete jener; „ich befinde mich heute wie gestern und wie alle Tage. Wem das Herz zerrissen und der tiefste Gram am Leben nagt, der kann sich weder glücklich

noch zufrieden befinden. Doch lassen wir das jetzt. Vergönnt mir die Wohlthat eures Anblickes und der Unterhaltung mit euch in unserer Muttersprache, ohne fortwährende Erinnerung an mein Elend und meinen Jammer."

Theodor lud ihn ein sich neben ihn auf eine Bank zu setzen. Hierauf zog er ein weißes Brod, ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein hervor, welche er zur Labung seines Landsmannes mitgebracht hatte und sagte mit größtmöglichster Freundlichkeit:

„Erzeigt mir den Gefallen, mit mir zu frühstücken. Ich habe ein wenig Fleisch mitgebracht, nehmt und esset; hier ist auch Brod und Wein."

Der Sträfling, durch diese Aufmerksamkeit des jungen Mannes gerührt, wagte kaum die Speisen zu berühren. Aber Theodor bat und nöthigte so lange bis er annahm, und aß und trank zur Ermunterung seines Gastes selber mit. Je mehr er dessen Gesichtszüge betrachtete, desto mehr steigerte sich sein Interesse und Mitgefühl für den Unglücklichen. Jedoch suchte er seine Bewegung zu verbergen und der Unterhaltung eine mehr allgemeine als persönliche Richtung zu geben, obwohl er in Folge des Gesprächs vom vorigen Tage das brennende Verlangen fühlte, noch mehreres von der Geschichte und den Schicksalen seines Gastes zu erforschen. Erst nachdem letzterer durch den lange entbehrten Genuß des Weines und Fleisches sichtbar gestärkt und gleichsam frisch aufgelebt erschien, wagte

Theodor schüchtern dieses Thema zu berühren, indem er sagte:

„Ihr habt gestern von euren Unglücksfällen und eurer Familie gesprochen, habt mir erzählt, daß Ihr euer Heimathland in der Absicht, eure Lage zu verbessern, verlassen habt, und daß Ihr unverschuldet die Kette tragt. Dieses Wenige läßt auf ganz ungewöhnliche Wechselfälle schließen, und Ihr werdet es daher wohl nicht nur als verwerfliche Neugier betrachten, sondern mir glauben, daß ein tieferes Interesse und aufrichtige Theilnahme an eurem Geschicke mich leiten, wenn ich mir erlaube, euch um Mittheilung eurer Lebensgeschichte zu ersuchen. Wer weiß ob ich nicht in Frankreich, wohin ich in den nächsten Tagen zurückzukehren gedenke, für euch wirken kann?"

„O Glücklicher, wie beneide ich euch!" erwiderte der Sträfling. „Grüßt mir mein Vaterland, insbesondere die schöne Normandie, wo ich geboren."

„Welches Spiel des Zufalls;" versetzte Theodor, „auch ich bin gebürtig aus der Normandie. Ihr macht mich immer begieriger, Näheres zu erfahren; ich bitte um euere Erzählung."

„Wenn es die Zeit erlaubte, so würde ich mit Vergnügen euch Alles mittheilen, was mich betrifft; es würde mir Trost und Beruhigung gewähren, euch überzeugen zu können, daß ich kein Missethäter bin. Allein für diesesmal ist dieß nicht mehr möglich, denn in wenigen Augenblicken wird das Zeichen gegeben werden, daß wir an die Arbeit zurückzukehren haben."

„Und wenn ich mich an euren Kerkermeister mit der Bitte wendete, euch noch eine Stunde Ruhe zu gewähren?"

„So würde diese Bitte keine Berücksichtigung finden, lieber Herr. Die Vorschriften sind zu streng, als daß nur die geringste Abweichung möglich wäre. Liegt euch aber wirklich etwas daran, meine traurigen Schicksale kennen zu lernen, so kommt heute Nachmittag um vier Uhr wieder hierher. Ich werde dann hoffentlich Zeit genug haben, um euerem Wunsche entsprechen zu können."

„Wohlan," sagte Theodor, „ich werde erscheinen, und euch hier an der nämlichen Stelle erwarten. Bedenkt nur, wie glücklich es euch machen würde, wenn ich euere Familie ermitteln und euch Nachrichten von ihr verschaffen könnte."

„Ach ja," erwiderte der Gefangene, „ich trüge mein hartes Loos noch einmal so leicht, wenn ich wüßte, daß es meiner braven Gattin und meinem Sohne wohlgeht."

„Hattet Ihr nur einen einzigen Sohn?"

„Ja, lieber Herr. Wenn er noch lebt, so muß er fast in eurem Alter sein."

„Wo lebt Eure Familie?"

„Ich verließ sie in Havre de Graçe."

„Und wollet Ihr mir nicht noch euren Namen nennen?"

Der Sträfling heftete einen ernsten Blick auf Theodor, als wolle er in seinen Zügen lesen, ob diese Fragen wirklich einen edleren Grund als bloße Neu-

gierde hätten. In diesem Augenblicke gab die Glocke das Zeichen zur Rückkehr an die Arbeit; der Gefangene erhob sich, dankte dem jungen Künstler für Speise und Trank und sagte im Fortgehen:

„Ich heiße Bonaventura — — — —"

Das Klirren seiner Kette verbunden mit dem Rasseln eines nahe vorüberfahrenden Wagens übertönte seine Stimme, so daß Theodor den zweiten Namen nicht verstand. Eine Minute später hatte er den Aermsten aus den Augen verloren.

Dessenungeachtet blieb er regungslos wie angewurzelt stehen und sein Auge sah starr nach der Richtung hin, die der Unglückliche eingeschlagen hatte. Seine Züge hatten sich entfärbt und schienen alles Leben verloren zu haben, seine Pupillen hatten sich vergrößert, wie wenn man etwas Grasses sieht, auf seiner Brust lag der Druck einer Centnerlast. Eine Ahnung dämmerte in ihm auf, vor der er zurückbebte, fast gleichmäßig aus Freude wie aus Schmerz.

Dieser Unglückliche, sagte er sich selbst in abgebrochenen Gedanken, ist aus der Normandie. Er verließ die Seinigen in Havre. — Er schiffte sich ein, um das Loos derselben zu verbessern. — Seine Familie bestand nur aus Gattin und Sohn. — Er heißt Bonaventura; den Familiennamen habe ich leider nicht verstanden. — Mein Gott, wäre es möglich? — Auch mein armer Vater verließ uns in Havre. — Seine Absicht war die Gründung einer neuen Existenz. Auch er hieß Bonaventura. — Und sagte er nicht deutlich, daß sein Sohn, falls er noch lebe, in meinem

Alter sein müsse? — Wie, wenn dieser Verbrecher mein Vater wäre? Aber mein Vater kann kein Verbrecher sein, und dieser hier betheuert ja auch, daß er seine Kette unschuldig trage. Ach Gott, wäre es möglich! rief er wiederholt, indem er sich die Stirne hielt. Seine Gedanken verwirrten sich, sein Herz schlug hörbar, sein Busen wogte und seine Kniee wankten; laut schluchzend in höchster Erregung sank er auf die Bank zurück, auf der er den Sträfling bewirthet hatte.

Wir würden das Unmögliche versuchen, wenn wir Theodors Zustand noch näher schildern wollten. Es würde vergebliches Bemühen sein, denn selbst die beredteste Sprache ist zu matt für die Schilderung einer Scene, die ein Menschenherz brechen kann. Suchet euch selbst in die Gefühle hinein zu denken, welche Theodor bewegen mußten, während er einen halben Tag zwischen Furcht und Hoffnung in der folterndsten Ungewißheit schwebte. Schwankend zwischen Schmerz und Freude, zwischen Scham und zuversichtlichem Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit seines Vaters, welche seine Mutter ja so oft geschildert hatte, zwischen Dank gegen Gott für dieses Wiederfinden und der Angst, in seiner Hoffnung sich getäuscht zu sehen, konnte er es einen Augenblick bereuen diese Erklärungen von dem Unglücklichen erzwungen zu haben; er konnte einen Augenblick lang dem Gedanken Raum geben zu entfliehen, um diesen Mann, welcher ihn so tief erschüttert hatte, nicht wieder zu sehen. Und doch rief eine innere Stimme ihm lauter als diese krankhaften

Phantasiegebilde zu, daß eine solche Handlung nicht nur eine Niederträchtigkeit, sondern ein Verbrechen sein würde.

In dieser bedauernswerthen Lage, in diesem Kampfe der widersprechendsten Gefühle blieb Theodor wohl eine gute Stunde auf der Bank sitzen, bald Thränen trocknend, bald Angstschweißtropfen von der Stirne wischend; und gänzlich eingenommen von den eben geschilderten Vorgängen, empfindungslos gegen alles andere um und außer ihm, bemerkte er nicht, daß ein Kreis Neugieriger sich um ihn gesammelt hatte, die sich in den verschiedenartigsten Muthmaßungen über ihn ergingen. Seine wiederholte Anwesenheit am Quai und sein Eifer, einen gebrandmarkten Verbrecher aufzusuchen, seine vertrauliche Besprechung mit dem Sträflinge, dem er sogar ein Frühstück vorgesetzt hatte, die sichtbare Bestürzung, in welcher er sich seit dem Abschiede desselben befand, das Geheimnißvolle, was einer in fremder Sprache geführten Unterhaltung anklebt, dieses alles hatte die versammelte Menge argwöhnisch gegen ihn gemacht. Der Eine meinte, der junge Mensch werde ein Mitschuldiger des Verbrechers sein, obwohl diese Vermuthung mit dem Unterschied in ihrem beiderseitigen Alter nicht im Einklange zu stehen schien. Ein Anderer stellte die Behauptung auf, die beiden Franzosen möchten Plane zur Entweichung schmieden und das Frühstück habe nur als Mittel gedient, um dem Gefangenen Werkzeuge zur Entfernung seiner Ketten zuzuführen. Ein Dritter witterte vollends gar die Anstiftung eines

Complottes unter sämmtlichen Bagnobewohnern durch den jungen Franzosen mittelst des Sträflings von französischer Abkunft. Darüber aber waren Alle einig, daß die Beiden Böses im Schilde führen mußten, und man beeilte sich daher, die Aufsichtsbehörde des Bagno hievon in Kenntniß zu setzen.

Endlich war Theodor wieder zu sich gekommen und hatte bemerkt, daß er der Gegenstand des Spottes und Gelächters dieser zum Theil zerlumpten Menschen war, welche ihn umgaben. Er erhob sich beschämt und entfernte sich, ohne übrigens eine Ahnung von dem Verdachte zu hegen, der sich gegen ihn entsponnen hatte. Man wagte nicht, ihn im Fortgehen zu behindern, aber Einige folgten ihm, um zu sehen wohin er sich begebe. Er lenkte seine Schritte nach einer der heiligen Jungfrau Maria geweihten Kapelle nahe am Strande und warf sich dort vor einem Altare auf die Kniee nieder. Allein er war noch so verwirrt durch die Unterredung mit dem Sträflinge und die damit in Verbindung stehenden Umstände, daß er nicht sogleich vermochte, sein Herz zum Gebete zu erheben und von der erhabenen Mutter des Weltheilandes Trost und Stärkung zu erflehen. Erst nach geraumer Zeit und nachdem die Kapelle von Andächtigen ganz leer geworden war, vermochte er sich zu sammeln. Er richtete seine thränenfeuchten Blicke auf das Bildniß der gnadenreichen Himmelskönigin und ließ den Weihrauch des inbrünstigsten Gebetes zum Himmel emporsteigen, indem er bat, ihn der göttlichen Gnade zu würdigen, auf daß diese Begebenheit zu einem

guten Ende gedeihe. Dieses Gebet stärkte ihn wunderbar, in sein Inneres kehrten Trost und Ruhe zurück und die Herzensangst, welche ihn gefoltert hatte, verschwand. Es war ihm als riefe eine höhere Stimme ihm zu: Vertraue dem Herrn! Da warf er sich in seligem Entzücken nochmals nieder und betete wiederholt mit lauter Stimme:

„Ja, Allgütiger und Allmächtiger, auf Deine unerschöpfliche Gnade will ich meine Hoffnung setzen, Dir fest vertrauen. Ueberall schüttet das Füllhorn Deiner Gnade Segnungen aus, überall begegne ich den Spuren Deiner Macht und Liebe. Ach erhöre mich, großer Gott, erhöre das Flehen Deines Kindes und ebne die Schwierigkeiten, die das Geheimniß umgeben, welchem sich vor meinen Augen entschleiern will. Und sollte der Unglückliche, mit welchem die unerforschlichen Wege Deiner Vorsehung mich zusammengeführt, mein armer Vater sein, o so gib ihn der Liebe seines Sohnes, seiner Gattin zurück. Mein Gott, Du selbst hast in die Herzen Deiner Geschöpfe das Gefühl der kindlichen Liebe gelegt, — lasse es nicht brechen dieses arme Herz, sondern laß mich Den erkennen, wegen welchem ich so viele Angst empfinde. Es ist ein verwaister Sohn, der Dein Mitleid für einen unglücklichen Vater erfleht; erhöre, segne ihn. Amen.“

Noch einen Blick auf das Bild der Mutter des Menschensohnes werfend, schien es ihm in seiner Aufregung, als ob dasselbe ihm zulächle, wie wenn sein Gebet erhört sei. Mit ganz anderen Gefühlen, als er

gekommen, voll Zuversicht und Gottvertrauens schickte er sich an, die heilige Stätte zu verlassen, als ein Gend'arm sich zu ihm gesellte, ihn hinausbegleitete und vor der Thüre ihn anredete:

„Ihr seid verdächtig, unerlaubte Beziehungen zu einem der Sträflinge des Bagno zu unterhalten, und ich bin angewiesen euch zu verhaften. Was könnt Ihr zu eurer Rechtfertigung vorbringen?"

Unmittelbar nach ihnen hatte aber auch ein Priester die Kapelle verlassen und die Rede des Gend'armen mit angehört. Von Theodor unbemerkt, war er Zeuge seines lauten inbrünstigen Gebetes gewesen, und hatte die innigste Freude über die tiefe Frömmigkeit des jungen Mannes empfunden.

„Erlaubt mir," wendete er sich an den Diener des Gesetzes; „ein Mensch, der betet wie dieser, kann kein Missethäter sein. Untersucht seine Papiere, aber verhaftet ihn nicht. Ich stehe für ihn ein. Hier meine Karte. Ich bin Hauscaplan des Erzbischofs von Neapel."

Er führte die beiden in die Sakristei der Kapelle und hier wurde Theodor einem scharfen Examen unterworfen. Da sich aber sein Paß, welchen er vorzeigte, in vollkommener Ordnung befand und die Erzählung über seinen Verkehr mit dem Sträflinge durch sein von dem Priester vernommenes Gebet in einer Weise bewahrheitet und bestätigt wurde, welche keinen Zweifel dagegen mehr aufkommen ließ, so stand der Gend'arm von weiterer Verfolgung ab und entfernte sich.

Der Caplan des Erzbischofs unterhielt sich noch längere Zeit mit Theodor und gewann immer größeres Wohlgefallen an dessen offenem, solidem, verständigem Wesen und immer größeres Interesse an der Angelegenheit, welche den jungen Künstler beschäftigte. Er entließ ihn, indem er auch ihm seine Adresse gab und sich das Versprechen ertheilen ließ, daß Theodor nach der nächsten Unterredung mit dem Sträflinge ihn besuchen und ihn von dem Resultate in Kenntniß setzen wolle.

## 9.

## Die Wiedererkennung.

Vier Uhr hatte es bereits geschlagen, als Theodor mit klopfendem Herzen sich wieder am Quai einfand. Noch waren die Sträflinge nicht von der Arbeit entlassen. Dagegen bemerkte er hie und da Gend'armen und vermuthete nicht mit Unrecht, daß er der Gegenstand ihrer Beobachtungen sei. Nach einigen nicht ganz angstlosen Minuten sah er die Sträflinge kommen, erkannte unter ihnen sogleich seinen Landsmann und eilte auf ihn zu. Dieser aber wagte fast nicht, sich ihm zu nähern, denn in Folge der uns bekannten Denunciationen hatte auch er ein scharfes Verhör zu bestehen gehabt und wurde ganz besonders beaufsichtigt. Man würde ihm gar nicht gestattet haben sich auf den Quai zu begeben, wenn nicht seine frühere tadellose Aufführung für ihn gesprochen hätte. Uebrigens näherten sich den beiden gleichzeitig zwei Gend'armen,

um sie fortwährend im Auge zu behalten. Theodor drückte seinem Landsmann mit Wärme die Hand und sagte:

„Ich bin gekommen um die Geschichte eures Unglücks zu hören, deren Erzählung Ihr mir versprochen habt. Seid Ihr jetzt geneigt dazu?"

„Gerne, mein Herr," antwortete der Sklave, indem er jenen verwundert über diese beharrliche Neugier ansah. „Aber sagt mir doch vorher, was es für euch für ein Interesse haben kann die Geschichte eines Unglücklichen, eines Sträflings, zu erfahren, den Ihr gestern zum ersten Male sahet und von dem Ihr so bald wieder getrennt sein werdet?"

„Ihr habt mir gesagt, daß Ihr aus der Normandie gebürtig seid, daß Ihr in Havre lebtet. Auch ich bin dort geboren und wir sind folglich nicht nur Landsleute im weitesten sondern im engsten Sinne. Was ist daher natürlicher als daß ich mich für euch interessire, zumal da nach dem Wenigen, was Ihr mir bereits gesagt, eure Geschichte sehr frappant zu sein scheint? Obwohl ich, fuhr er fort, indem er seine Wallung zu verbergen suchte, — „mit meiner Mutter Havre längst verlassen habe, weil gewisse Umstände Paris zu unserem Aufenthalte bestimmten, und ich euch daher von Havre und euren etwaigen Verwandten daselbst nichts berichten kann, so werde ich doch nach meiner Rückkehr nach Paris, wenn Ihr es wünschet, mich nach Havre begeben, um eure Familie zu ermitteln und ihr Nachricht von euch zu bringen. Habt

Ihr nie an eure Gattin geschrieben, seit Ihr in diesem Lande seid?"

„Ach jawohl, ich habe mehrere Male an sie geschrieben, aber niemals Antwort erhalten. Entweder ist sie ihrem Kummer erlegen, oder meine Briefe sind nicht in ihre Hände gekommen. — Nun, es sei; da es die Zeit dießmal besser gestattet, so setzt euch und hört."

Der Sträfling setzte sich neben den zitternden Theodor, der seiner Aufregung kaum Meister zu werden vermochte, auf eine Waarenkiste nieder und begann:

„In Folge von Unglücksfällen, die mein eigenes Geschäft zerstörten, schiffte ich mich vor zwanzig Jahren nach Amerika ein um für Rechnung eines anderen Handelshauses dort ein Zweiggeschäft zu gründen, an dem ich, wiewohl ohne Kapital, als Dirigent einen beträchtlichen Antheil haben sollte. Meine Frau und mein Sohn blieben in Havre und wir waren übereingekommen, daß sie mir nachfolgen sollten, sobald das neue Geschäft befriedigenden Fortgang nehme. Schon am vierzehnten Tage nach unserer Abfahrt wurde unser Schiff von Piraten angegriffen. Wir leisteten hartnäckigen Widerstand und würden vielleicht gesiegt haben, wenn nicht der Kapitän, der in erster Reihe focht, das Opfer seines Muthes geworden wäre. Dieser Unfall brachte unsere Leute in Verwirrung und so wurden wir überwältigt. Die Räuber stürzten sich auf unser Schiff und plünderten es. Statt aber sich mit den erbeuteten Reichthümern zu begnügen,

fesselten sie uns in kannibalischer Wuth, warfen uns in den untersten Schiffsraum und führten uns nach Tunis, wo wir gleich einer Heerde Vieh auf öffentlichem Markte aufgestellt und feilgeboten wurden. Schreckliche, angstvolle Stunden! Welche Seelenpein empfand ich, als ich von einem Araber für sechs Piaster gekauft und neben Maulthieren, Schweinen, Ochsen fortgetrieben ward! Ich wurde übrigens wegen meines gesunden, kräftigen Aussehens noch am besten von allen meinen Schicksalsgenossen bezahlt. Das ist des Menschen tiefste Entwürdigung.

„Euch ein vollständiges Bild von dem Loose eines Sklaven zu zeichnen, will ich nicht versuchen. Den wilden Launen eines rohen, barbarischen Herrn preisgegeben, einer herabwürdigenden Behandlung ausgesetzt, zu Arbeiten gezwungen, welche meine Kräfte überstiegen, alles religiösen Trostes entbehrend, in unverdiente Ehrlosigkeit gestürzt und jeder Aussicht auf ein Ende dieser Leiden beraubt, hatte ich fast aufgehört Mensch zu sein. Zudem bekam ich ungesunde und unzulängliche Nahrung; dazu die verzehrende Qual der Sehnsucht nach den Meinigen und des Kummers um sie. Welches Menschen Kräfte würde ein solcher verzweiflungsvoller Zustand nicht aufreiben!

„Wie viel Thränen habe ich vergossen bei der Erinnerung an Frau und Kind, wie viele Nächte im tiefsten Kummer schlaflos zugebracht auf meinem Lager von feuchtem Stroh! Mehr als einmal verging ich mich in solchen Stunden gegen den Himmel, indem ich den Tag meiner Geburt verwünschte; ja ich ging

noch weiter, — ich wünschte nichts sehnlicher als ein Instrument, womit ich meinem qualvollen Leben hätte ein Ende machen können. Jedoch, ich ermannte mich immer wieder nachdem ich gebetet hatte und bereute meine Versündigung gegen den Schöpfer. Genoß ich aber auch einmal des Schlafes, so wurde meine Ruhe oft unterbrochen, indem mein Herr zu allen Stunden der Nacht mich rief, um mir Aufträge zu ertheilen; und kam ich dann Morgens kraftlos zur Arbeit, so wurde ich gepeitscht, weil man mich für träge hielt."

Theodor hatte Mühe ruhig zu bleiben und seine Thränen zu verbergen.

„Nur allein der christliche Glaube" fuhr der Sträfling fort, „hat mir die Kraft gegeben, dieses grauenhafte Joch zu ertragen. Ich dachte an Jesus Christus, wie er für das Heil der Menschheit am Kreuze stirbt und seinen Henkern noch Verzeihung gewährt, und ich nahm mir vor auch meinen Peinigern zu verzeihen. Ich sagte mir, Gott weiß was ich dulde; er wird mich erlösen, wenn es zu meinem Besten gereicht. Ich will mein Kreuz geduldig tragen.

„Sehr schmerzlich war es mir, aller Hülfsmittel der Religion beraubt zu sein. Wie glücklich hätte ich mich im Besitze eines Andachtsbuches gefühlt oder wenn ich zuweilen hätte beichten künnen! Nicht einmal die Sonn- und Festtage konnte ich unterscheiden, um sie durch besondere Andacht zu verherrlichen. Ich band mir als Symbol des christlichen Glaubens zwei Stücke Holz zusammen, so daß sie ein Kreuz bildeten, und machte an jedem Tage ein Zeichen daran; an

jedem siebenten Tage machte ich ein größeres Zeichen und feierte ihn im Stillen als den Tag des Herrn. Dieses Kreuz verbarg ich in dem Stroh meiner Lagerstätte und zog es Nachts hervor, um vor ihm mein Gebet zu verrichten. Es war mein Tempel und mein Altar.

„Mit der Zeit überzeugte sich mein Herr, welcher etwas Französisch sprach und sich zuweilen mit mir unterhielt, von meiner Willigkeit und pünktlichen Erfüllung meiner Pflichten. Er drückte mir daher öfters seine Befriedigung aus und fing an, mich schonender zu behandeln. Auch entging es mir nicht, daß er mir manchmal in den Garten folgte und zuhörte, wenn ich während meiner Arbeit meinem Herzen durch ein geistliches Lied Luft zu machen suchte. Eines Tages hatte ich den Lobgesang: „„Gegrüßt sei'st Du Maria““ angestimmt und war eben bei den Worten: „„Wir seufzen in diesem Thränenthal schluchzend und weinend zu Dir““, als er zu mir trat. In seinen Zügen lagen Milde und ein gewisser feierlicher Ernst, und statt wie sonst mich Christenhund zu nennen, redete er mich mit dem Namen, den er mir beigelegt hatte, folgendermaßen an:

„„Bona, entsage deinem irrigen Glauben und werde Muselmann, dann will ich dir die Freiheit schenken.““

Ich antwortete gefaßt: „ich bin ein Christ und will es bleiben. Nichts wird mich vermögen vom Christenthume abzufallen.“

„„„Du bist ein Narr"" erwiderte er „„„Ich glaube doch, daß die Freiheit, die ich dir anbiete, höher zu schätzen ist als deine falsche Religion!"""

„Es ist möglich" sagte ich darauf, „daß ich euch wie ein Narr erscheine; allein ich kenne zu gut das hohe und schätzbare Kleinod, welches ich im christlichen Glauben besitze. Ich betheure euch nochmals, daß ich diesem Glauben nie entsagen werde, in dessen Schooße ich geboren bin und in dessen Armen ich zu sterben wünsche."

„„Aber ist denn die Religion des großen Propheten nicht viel besser und erhabener als die deinige? Ist nicht Allah ein größerer, mächtigerer Gott, als der Gott der Christen? Werde Muselmann und ernte in der Freiheit den Segen meiner Gnade. Oder beharre bei deinem thörichten Glauben und ziehe dir meinen ganzen Haß dadurch zu. Ich liebe dich, weil du mir treu bist und deshalb möchte ich dich glücklich machen.""

„Ihr liebet mich, saget Ihr, weil ich euch treu bin. Wie könnt Ihr denn noch hoffen, daß ich Menschen treu sein werde, wenn ich meinem Gotte untreu bin? Wie könnt Ihr mich glücklich machen, wenn Ihr mir das Theuerste raubt, das einzige Gut, das ich noch besitze? Vor mir selbst müßte ich mich schämen wenn ich um eines weltlichen Vortheils willen auf den Himmel verzichtete. Ich erkläre euch nochmals, daß ich niemals die Religion meiner Väter abschwören werde, die mich stärken wird, alles das geduldig zu ertragen, was euer Zorn mir aufbürden mag."

„Der Muselmann wurde wüthend als er mich so reden hörte. Seine zornfunkelnden Augen schienen Feuer zu sprühen, und kochend vor Wuth verließ er mich. Die Folgen dieses Auftrittes wurden mir noch an dem nämlichen Tage fühlbar und der Kelch meiner Leiden füllte sich von neuem. Denn nicht nur wurde die Nahrung, die ich bisher schon kärglich bekam, geschmälert, sondern ich wurde auch wieder Christenhund genannt. Meine Lage verschlimmerte sich in jeder Beziehung, sie wurde unerträglicher als je zuvor. Di- mir zu Theil werdende Behandlung war schonungsloser als diejenige, welche man dem Viehe angedeihen ließ; der geringste selbst ganz unwillkürliche Fehlee zog die grausamste Strafe nach sich. Aber der Gedanke, dieses alles für Gott zu erdulden, verleih mir Standhaftigkeit in meiner Qual.

„Noch mehreremale versuchte es mein Herr, mich dem Christenglauben abtrünnig zu machen, natürlich stets mit demselben Erfolge. Immer schwerer lastete sein Zorn auf mir und sehnlichst wünschte ich mir den Tod.

„Da wurde eines Tages mein Herr in seinem Zimmer todt gefunden. Er mochte bei der Feier des Bairamsfestes zu starke Quantitäten Opium und geistige Getränke, obwohl der Koran diese verbietet, zu sich genommen haben.

„Für den ersten Augenblick brachte diese Begebenheit keine Veränderung in meiner Lage hervor, aber sie war entscheidend für meine Zukunft. Nach einiger Zeit wurde ich an einen anderen Herrn ver-

kauft, der angeblich Handelsgeschäfte zur See betrieb. Nachdem er mich eine geraume Zeit scharf beobachtet und von meiner Zuverlässigkeit sich überzeugt hatte, nahm er mich mit zu Schiffe und ich mußte zu meinem nicht geringen Erstaunen die Wahrnehmung machen, daß seine Handelsgeschäfte nichts anderes waren als Seeräuberei.

„Unser Schiff hatte bereits verschiedene Handstreiche ausgeführt ohne daß ich an diesen betheiligt worden wäre. Man verwendete mich nur zur Reinigung der Schiffsräume und anderen niederen Arbeiten, und hierin lag ein großer Trost für mich. Denn natürlich gehörten alle Schiffe, die man plünderte, Christen an, und es wäre schrecklich für mich gewesen, hätte ich gegen Glaubensgenossen die Waffen führen müssen. Da kam uns eines Tages ein großes Schiff in Sicht, welches, anscheinend von Egypten kommend, die Richtung nach der italienischen Küste einhielt und bald als ein neapolitanisches Kriegsschiff erkannt wurde. Unser Fahrzeug suchte sich aus dem Gesichtskreise desselben zu entfernen, allein zu spät; es war bereits bemerkt worden und das Kriegsschiff begann mit vollen Segeln Jagd auf uns zu machen. Wir wurden endlich erreicht, angegriffen. Ein mörderischer Kampf entspann sich. Viele Leute fielen auf beiden Seiten. Jedoch der Neapolitaner war uns sechsmal überlegen und enterte. Da wurde auch mir die Waffe in die Hand gegeben um eine der entstandenen Lücken auszufüllen. Wie mir zu Muthe war, gegen Christen zu fechten! Ich suchte auf das

neapolitanische Schiff zu entkommen, allein es war nicht möglich; die Barbaren hätten mich bei dem ersten Schritte in Stücke gehauen. Endlich waren sie überwunden und der Rest unserer Mannschaft ergab sich auf Gnade und Ungnade. Aber die Italiener kannten keine Gnade für Seeräuber und ließen alle Muselmänner über die Klinge springen.

„Auch auf mich war bereits das tödtende Blei gerichtet, als es mir gelang die Neapolitaner, die ich wie Befreier betrachtete, von meiner französischen Abkunft zu überzeugen. Ich schilderte ihnen kurz und wahr mein Unglück, meine Sklaverei und schweren Leiden, wie ich endlich auf das Piratenschiff gekommen und daß ich die Waffen nicht gegen sie geführt. Man schenkte mir demzufolge das Leben; allein weil ich mit den Waffen in der Hand betroffen worden war, so verurtheilte man mich zu zehnjähriger Galeerenstrafe. Alle Bitten gegen dieses harte Urtheil waren fruchtlos und ich durfte mich noch glücklich schätzen, mit dem Leben und mit nur zehnjähriger Sträflingsarbeit davonzukommen. Ebensogut hätte man mich ja zu zwanzig Jahren verurtheilen können.

„Nun bin ich ein Sträfling, ein verachtetes gebrandmarktes Geschöpf, und fortwährend schweren Leiden unterworfen. Meine Glieder sind mit Ketten belastet, meine Nahrung ist schlecht und spärlich, meine Arbeit im Verhältniß zu meinen geschwundenen Körperkräften schwer. Aber dessenungeachtet ist meine Lage beneidenswerth gegen jene unter den Barbaren. Man gibt uns zweimal des Tages eine halbe Stunde zur

Erholung, außerdem Mittags eine ganze Stunde. Auch werden wir während der Nachtzeit nicht gequält, und körperlichen Strafen ist nur der ausgesetzt, welcher sich faul und störrisch bezeigt. Aber am höchsten schlage ich es an, daß ich wieder frei und unbehindert meinen religiösen Pflichten obliegen kann. Unbeschreiblich war mein Glück, mein Trost und meine Freude, als ich zum erstenmale wieder eine Messe hören durfte, als ich wieder einen christlichen Priester sah und mein Herz durch die Beichte reinigen und stärken konnte. Man muß unter den Ungläubigen geschmachtet haben, um die Wohlthat der freien Religionsübung in ihrer ganzen Größe zu erkennen! So trage ich mein Geschick in Ergebung und hoffe, daß der Herr mir jenseits vergelte, was er mir diesseits an Trübsal zugeschickt.

„Meine größten Kümmernisse sind jetzt das Gefühl der unverdienten Schande und die Sehnsucht nach den Meinigen. Oft sende ich meinen Blick nach jener Richtung hin, wo Frankreich liegt, und es schwebt mir die Frage auf den Lippen: Werde ich deinen Boden nochmals betreten, mein Vaterland? Werde ich einst schlummern dürfen, wo ich das Licht der Welt erblickt? Werde ich euch wieder sehen, meine Lieben, meine Gattin und mein Sohn? Aber dann überrieselt es mich eiskalt und es ist mir, als schlüge eine eiserne Faust jede Hoffnung nieder. Ich bin ja ein Sträfling, einem Verbrecher gleich. An meinen Händen haften die Narben der Kette, meine Arme tragen unvertilgbar das Brandmal des Bagno. Ich

bin zeitlebens entehrt. Und fände ich dereinst auch meine Lieben wieder, sie würden sich vielleicht mit Abscheu von mir wenden."

Der Sträfling, der die letzten Sätze seiner Erzählung in gehobenem aber äußerst wehmüthigem Tone gesprochen hatte, hielt inne, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Auch Theodor, welcher bisher mit äußerster Anstrengung es über sich vermocht, einen Ausbruch seiner Gefühle zu unterdrücken, konnte bei den letzten Worten sich der Thränen nicht enthalten, welche wie aus einer heißen Quelle brennend über seine Wangen rannen. Er hätte den Unglücklichen umarmen und ausrufen mögen: Sei getrost, ich verleugne dich nicht! Aber er bemeisterte sich auch diesesmal, denn noch fehlte ihm ja das letzte entscheidende Kennzeichen, der Name des Gefangenen. Er zögerte einige Augenblicke im Kampfe mit sich selbst. Dann raffte er allen seinen Muth zusammen und sagte mit tonloser Stimme:

„Ihr habt mir heute Morgen eueren Namen gesagt, aber ich habe ihn nicht verstanden. Wollet Ihr ihn nicht wiederholen?"

„Ich heiße Bonaventura Ehrenberg" antwortete der Sklave. „Meine Gattin hieß Agathe, mein Sohn Theodor."

Die Scene, die nun folgte, würdig und treffend darzustellen, ist eine schwere Aufgabe für den Erzähler sowohl als für den Künstler; beider Werke werden immer matte Versuche bleiben gegenüber einer Begebenheit, welche binnen wenigen Momenten die tiefste

Erschütterung mit der höchsten Freude und Wonne verbindet, die dem Menschen zu Theil werden kann. Was Theodor kaum zu ahnen gewagt, liegt als entschleiertes Geheimniß in unumstößlicher Gewißheit nun vor ihm. Alle Zurückhaltung hört auf, alle Unterdrückung der Gefühle. Selbst die Vorsicht im Erkennengeben, die der geschwächte Zustand des Gefangenen erfordert hätte, ist dem stürmischen Drange der Gefühle gewichen. In höchster Erregung wirft der Sohn sich an den Hals des wiedergefundenen Vaters, indem er mit bebender Stimme ausruft:

„O mein Vater! Noch lebt deine Gattin, noch dein Sohn; erkenne ihn in mir. Ja, ich bin Theodor, dein Sohn, der Sohn deiner treuen Agathe. O mein Vater, mein armer, mein unglücklicher Vater! Ermanne dich! O nenne mich dein Kind!"

Und er bedeckte mit heißen Küssen die Wangen seines Vaters, und seine Thränen rollten gleich kostbaren Perlen über dieselben hinab.

Ehrenberg seinerseits sah und hörte das alles mit dem größten Erstaunen. Es war zu viel auf einmal und zu wunderbar, um es schnell begreifen zu können. In seiner Bestürzung suchte er unwillkürlich sich aus den Armen des Jünglings loszumachen, aber dieser läßt nicht von ihm ab; immer fester und fester umschlingt er ihn, als fürchte er, ihn von neuem zu verlieren. Er läßt ihm durch diese Bestürmung nicht Zeit, seine Gedanken zu sammeln und des Glückes sich bewußt zu werden. Endlich findet Ehrenberg wieder Worte.

„Junger Mann“ spricht er bewegt, „was habt Ihr da gesagt? Welche Namen habt Ihr ausgesprochen? Wollt Ihr zu meinem Unglück noch Spott und Täuschung fügen? Ihr behauptet, mein Sohn zu sein; wie käme mein Sohn hierher? Und wäret Ihr mein Sohn, würdet Ihr nicht vielmehr mich fliehen, als mich euren Vater nennen? Ach, fliehet den Unglücklichen, welcher dem, der ihm das Dasein verdankt, zur Schande gereicht.“

„Ich dich fliehen mein Vater? Nein, niemals!“ erwiderte Theodor unter neuen Küssen und Umarmungen. „Ich will im Gegentheile deine Kette mit dir tragen, oder besser, ich will sie brechen diese Kette, die dich nicht entehrt, weil sie unverdient ist. Ich werde meinen Gliedern keine Ruhe gönnen bis du die Freiheit wieder hast.“

Das Wort Freiheit mochte aus diesem Munde einen andern Klang haben, als aus dem des fanatischen Sarazenen; es scheint auf Ehrenberg diesmal eine belebende Wirkung hervorzubringen. Er wirft nochmals einen langen forschenden Blick auf Theodor, und nun erst fällt ihm dessen Aehnlichkeit mit seiner unvergeßlichen Agathe auf, welcher der Sohn wie aus den Augen geschnitten ist. Seine Zweifel schwinden, doch aber kann er in seiner leicht begreiflichen Schwäche das Uebermaß des Glückes noch nicht fassen; er will den Sohn an sein Herz drücken und doch zaudert er noch.

Da zieht Theodor, um diesem Kampfe ein Ende zu machen, den letzten Brief seiner Mutter, welchen

er noch bei sich trägt, aus der Tasche und hält ihn seinem Vater vor Augen. Der glückliche Gedanke verfehlt die Wirkung nicht.

„Das sind ihre Schriftzüge!“ ruft Ehrenberg in Wonneseligkeit. „Ach, ich habe sie nicht vergessen, so wenig als ihr Bild. O mein Sohn, o meine Gattin, Ihr seid mir endlich wiedergegeben, denn ich weiß, daß Ihr lebt, wenn auch abgeschieden von mir. Mein Gott, deine Wege —“

Das Glockensignal unterbricht hier seine Rede. Ehrenberg erblaßt und wirft einen verzweiflungsvollen Blick nach der Stelle hin, von welcher der schaurige Ruf ertönt. Kein Wunder, — der Kontrast ist zu groß; aus den süßesten Träumen von Freiheit und Wiedersehen in das Bagno! Das zu ertragen erfordert einen Riesengeist oder einen vollkommenen Stumpfsinn. Unserem Gefangenen ist weder der eine noch der andere gegeben; die Last der Schicksale, der Kummer über seine Schande haben Körper und Geist gebeugt, so daß sie den in dieser denkwürdigen Stunde so rasch sich folgenden Eindrücken nicht länger widerstehen können. Ohnmächtig sinkt er auf die Waarenkiste zurück.

Mittlerweile hatten die letzten Scenen viele Menschen herbeigezogen, welche fast ohne Ausnahme mit Rührung dieses merkwürdige Begegnen beobachteten und zum Theil in lauten Worten den jungen Mann belobten, der ungeachtet seiner anscheinend guten Bildungsstufe und seiner honetten Kleidung nicht Anstand nahm, den unglücklichen Gefangenen seinen Vater zu

nennen, ihn zu trösten und angesichts aller anwesenden so zärtlich zu liebkosen. Auch die Gend'armen, welche den ganzen Vorfall beobachtet hatten, fühlten sich ergriffen und wollten Theodor Beistand leisten. Allein derselbe dankte, indem er ihnen mit freundlichen Worten bemerklich machte, daß ihre unmittelbare Nähe auf seinen Vater, wenn er zu sich komme, einen erschreckenden Eindruck machen würde. Dagegen nahm er dankbar die Hülfe eines Kapuziners an, welcher Ehrenberg, der in den Armen seines Sohnes lag, mit frischem Wasser bespritzte und dadurch nach wenigen Minuten wieder zur Besinnung brachte.

Von beiden unterstützt, kehrte Ehrenberg langsam nach seinem Arbeitsplatze zurück. Theodor trug seine Kette. Von der Arbeit wurde er auf Verwendung des Kapuziners für den Rest des Tages entbunden; dafür aber mußte er sich in den Gefängnißraum begeben. Als sie endlich gezwungen waren sich zu trennen und sich nochmals umarmten, sagte Theodor:

„Habe nur noch eine Nacht Geduld, noch diese eine harre aus in Geduld und christlicher Ergebung; ich hoffe zu Gott, es soll die letzte sein."

Dann schieden sie. Zwischen dem wankenden Vater und dem schmerzbeklommenen Sohne schloß sich rasch die dunkle Pforte.

## 10.

## Die Befreiung.

Es gibt Begebenheiten oder Augenblicke im Leben, welche durch die Größe des Eindrucks, den sie auf den

Menschen hervorbringen, durch die Allgewalt, mit der sie ihn in seinem Innersten erschüttern und ergreifen, von so höchst eigenthümlichen Folgen sind, daß sie gerade den Gegensatz von dem bewirken, was naturgemäß hätte ihre Wirkung sein sollen.

Nehmen wir z. B. ein ungewöhnliches Glück, eine übergroße Freude. Wie oft schon haben sie, statt zu beglücken, zu erfreuen, einen jähen Tod zur Folge gehabt, oder den Ueberglücklichen dem Wahnsinne überliefert oder andere bedenkliche Zufälle mit sich gebracht. Wie Manchen dagegen hat ein großes Unglück, eine empfindliche Demüthigung, oder der höchste Grad des Schmerzes zu mannhaften Thaten angespornt, ihn, statt auf das Aeußerste zu beugen, erhoben und gestählt.

Diese letztere Wirkung beobachten wir auch an unserem jungen Freunde Theodor.

In der größten Herzensangst und Niegergeschlagenheit ist er vor dem Bagno, diesem Grabe der Lebendigen, zurückgeblieben. Was er bei dem dumpfen Schlage der zufallenden schweren Thüre empfand, ist nur etwa derjenigen unaussprechlich peinlichen Empfindung zu vergleichen, welche sich unserer bemächtigt, wenn wir an dem offenen Grabe eines unserer theuersten Wesen stehen, und die mit Wucht auf den hohlen Sargdeckel hinabrollende Erde jenen schauerlichen, Mark und Bein durchdringenden Widerhall erzeugt, der uns fast vorkommt wie ein letzter Angstruf des Entschlafenen. Da erst, wenn nicht nur der entseelte Körper unserm Blicke entzogen ist, sondern nun auch

der Sarg, der ihn umschließt, vor uns verschwindet, scheint der Verlust zur unumstößlichen Gewißheit zu werden und das Bewußtsein desselben fällt mit Zentnerlast auf das blutende Herz.

So wurde auch Theodor bei dem Falle der Thüre, bei dem Rasseln der Riegel das Gräßliche seiner Situation erst völlig klar. Da drinnen hinter den dicken kalten Mauern der geliebte Vater, an Ketten geschlossen, welche ihm nun, wo er weiß daß die Seinigen noch leben, um so furchtbarer und unerträglicher erscheinen müssen, weil sie ihn hindern, mit jenen sich wieder zu vereinigen; und hier vor dem festverschlossenen Thore der machtlose Sohn im Gefühle seines Nichts, im Bewußtsein seiner Ohnmacht gegenüber diesen Mauern von Stein und Eisen! Er hätte sie durchbrechen mögen, diese schwarze, eisenbeschlagene Kerkerpforte, er hätte gleich dem Nachtwandler an diesen Wänden hinaufklimmen, diese Mauern übersteigen, mit den Nägeln seiner Finger sie untergraben mögen, und er konnte es nicht.

Doch nicht lange überläßt er sich diesem unthätigen Schmerze. Die Größe desselben stachelt ihn zum Handeln auf.

„Kann ich *gar nichts* thun?“ sagt er zu sich selbst in einem Tone, als habe er sich einen Vorwurf zu machen; „Gibt es nicht in Neapel einen französischen Gesandten, welcher da ist, um die Rechte seiner Landesangehörigen zu schützen? *Meinen Gliedern keine Ruhe, bis ich meinen Vater befreit habe.*“

Damit kehrt er sich um und geht in raschen Schritten nach der Stadt.

Indem er auf seinem Wege die Vorgänge dieses denkwürdigen Tages an seinem Geiste vorüberziehen läßt, erinnert er sich erst wieder des Caplans des Erzbischofs, welcher ihm am Morgen so innige Theilnahme bewiesen und dem er das Versprechen gegeben hatte, ihn von dem Resultate seiner weiteren Forschungen über die Persönlichkeit des Sträflings in Kenntniß zu setzen. Mit Hülfe der Adreßkarte suchte er ihn auf. Obwohl anfangs etwas befangen, benimmt doch bald die Leutseligkeit, mit welcher der Priester ihn bewillkommnet, ihm alle Schüchternheit. Das Feuer der kindlichen Liebe theilt sich seinen Worten mit. In beredter Sprache schildert er dem erzbischöflichen Caplan die ergreifende Scene, die wir bereits kennen, und bittet um seine Unterstützung, seinen Rath. Der Priester weiß nichts besseres zu thun, als sich augenblicklich mit Theodor zu dem Direktor der Strafanstalten zu begeben, diesem die Sache vorzustellen und um Aufklärung über die gesetzlichen Bestimmungen bezüglich der Bagnosträflinge zu ersuchen.

Der Direktor, ein im Seedienste ergrauter Mann, nahm ungeachtet der vorgerückten Tagesstunde die Beiden zwar freundlich auf, allein sein Blick, seine Sprache, seine Manieren verriethen die strengen Grundsätze des vormaligen Schiffskapitäns. Er hörte den Vortrag des erzbischöflichen Caplans, dem er mit der größten Zuvorkommenheit begegnete, sowie die Erzählung Theodors über die Schicksale seines Vaters aufmerksam an;

allein er konnte sich nicht enthalten, als dieser die Unschuld Ehrenbergs betheuerte, ihm mit einem stechenden Blicke ziemlich rauh zu sagen: das machten alle diese Schurken so; jeder betheuere seine Unschuld, — worüber Theodor in Thränen ausbrach und fast alle Fassung verlor. Und als dieser im Andrange seiner glühenden Sohnesliebe ihn beschwor, die Ketten seines Vaters zu lösen, brach jener in lautes Lachen aus. Endlich, nachdem sowohl der Caplan als Theodor ihre Vorträge geendet, ließ sich der alte Schnauzbart etwa wie folgt vernehmen:

„Der Sträfling, dessen Nummer Ihr mir genannt, ist auf einem tunesischen Seeräuberschiffe mit den Waffen in der Hand, kämpfend gegen königlich neapolitanische Marinetruppen, gefangen genommen und demzufolge zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt worden. Von diesen zehn Jahren sind vier bereits abgelaufen, somit noch eine sechsjährige Strafzeit zu bestehen. Ein Begnadigungsrecht steht nur Seiner Majestät dem Könige beider Sicilien zu; einen andern Befreiungsweg gibt es nicht. Nur wenn die Gefangenen Ausländer und zwar Angehörige von Staaten sind, mit welchen Gegenseitigkeits-Verträge bestehen, können dieselben auf Verwendung ihrer Regierungen, aber auch in diesem Falle nur mittelst eines königlichen Gnadenaktes nach theilweise bestandener Strafzeit und gegen ein Lösegeld, freigegeben werden. Ihr könnt daher nichts besseres thun, junger Mann, als nach Hause reisen, um zu bewirken, daß eure Regierung den Gefangenen reklamirt, und zugleich das Löse-

geld in Bereitschaft halten. „Oder," fuhr er mit einer ehrerbietigen Verbeugung gegen den Priester, zu Theodor gewendet fort: „Ihr scheint mir auf dem besten Wege zu der einflußreichsten Fürsprache zu sein. Seine Eminenz, der Herr Erzbischof von Neapel, bekleidet nächst dem Könige den höchsten Rang im Staate. — Freilich hätten die Eminenzen viel zu thun, wenn sie sich um jeden alten Sünder annehmen wollten."

„Und was betrüge das Lösegeld für meinen Vater?" fragte halb erstarrt mit zitternder Stimme der junge Maler.

„Für jedes noch übrige Jahr der Strafzeit hundert Thaler, somit sechshundert Thaler im vorliegenden Falle. Außerdem noch einige Kleinigkeiten an Douçeur, Schließgeld u. s. w. für das Aufsichtspersonal."

Hiemit war die Unterredung beendet.

Die Bitte des jungen Künstlers, die Nacht in der Keuche seines Vaters zubringen zu dürfen, wurde abgeschlagen. Der Caplan des Erzbischofs empfahl sich unter Versicherungen des Dankes für die mit Bereitwilligkeit ertheilten Aufschlüsse. Theodor hatte für den Beherrscher des Bagno, der sein Herz so sehr verwundet und seine Hoffnungen so tief herabgestimmt hatte, nichts als eine stumme Verbeugung. Auf dem Rückwege nach dem erzbischöflichen Palaste, wohin er den Caplan begleitete, suchte dieser vom Standpunkte der christlichen Religion ihm Muth einzuflößen, und sicherte ihm seine fernere Unterstützung zu, ohne jedoch

zu einem bestimmten Hülfsversprechen sich herbeizulassen. Und obwohl Theodor seine Worte von der Allmacht und Allgüte Gottes, von den wunderbaren Fügungen der Vorsehung, von den großen Wirkungen des gläubigen Gebetes, von der mächtigen Fürbitte der heiligen Jungfrau ꝛc. wohl und tief beherzigte, so schied er doch ganz hoffnungslos von dem viel tiefer, als er vermuthete, an seiner Lage Theil nehmenden Priester und eilte unter den traurigsten Gedanken seiner Wohnung zu.

Nachdem er lange in seinem kleinen Zimmer, Entwürfe machend und sogleich wieder verwerfend, auf- und abgegangen war, wollte er zur Stärkung seines Körpers etwas Speise zu sich nehmen. Allein, obwohl er seit Mittags nicht gegessen hatte so war er doch nicht im Stande, mehr als einige Löffel Suppe zu genießen; die Aufregung schnürte ihm die Kehle zu. Er nahm Lektüre zur Hand, aber seine Augen starrten über die Blätter hinaus. Er holte, um sich zu sammeln, ein Gebetbuch herbei, jedoch er konnte keine Zeile im Zusammenhange lesen; nach drei vier Worten sah er sich durch einen aufschießenden Gedanken wieder unterbrochen und von dem sonst ihm so theuern Buche abgezogen. Er versuchte es, aus sich selbst zu beten, — auch das gelang ihm nicht. Er war zu nichts fähig als zu den öfters wiederholten, bald gedachten, bald laut ausgesprochenen Worten: „Barmherziger Gott, sei mir gnädig!“ Endlich warf er sich auf sein Lager und verbrachte in häufig unterbrochenem, unruhigem Schlummer eine der peinlichsten Nächte seines

Lebens. Einen korrekten Entschluß bezüglich der Schritte, welche er zu thun habe, ließ seine Verwirrung ihn nicht fassen.

Doch wie die Sonne, dieser wohlthätige Himmelskörper, dieser unerschöpfliche Quell des Lichtes und der Wärme, die kalten Nebel zerstreut, die das Morgengrauen begleiten und neues Leben über die ganze Schöpfung ergießt, so belebte die flammende Morgenröthe auch unseren jungen Freund von neuem, bannte seine Niedergeschlagenheit, zerstörte seine bangen Zweifel, klärte seine planlosen Gedanken, stärkte und ermuthigte ihn. Nach einem dem Innersten seines kindlich-frommen Herzens entströmten Gebete kleidete er sich rasch an und machte einen Spaziergang in das Freie, sowohl um sich durch die Morgenluft und die balsamischen Düfte der Blüthen zu erfrischen, als auch und hauptsächlich, um gänzlich ungestört durch das Getreibe der Menschen gründlich zu überlegen, welche Schritte er zu thun habe.

Wer es noch nicht empfunden hat, der gehe einmal hinaus in der Frühe des Morgens in die frische, freie Natur und trinke aus dem Füllhorn ihrer göttlichen Gaben! Da ist die Luft so rein, so frisch, da ist der Duft der Gräser und Blumen, der Bäume und Sträucher so würzig, so erquickend. Anmuthiger erscheint uns das Farbenspiel der Blumen, melodischer klingen die Chöre der Vögel, freundlicher lacht uns das lichte Blau des Himmels, ehe es dunklere Tinten überziehen, lieblicher leuchten die Streiflichter der Sonne, bevor sie glühende Strahlen versendet und

wundervoll schön, nur dem Morgen eigen, ist der Anblick des Thaues, der in unzähligen Tropfen an allen Halmen hängt, und gleich Milliarden Perlen und Edelsteinen aller Farben die weite Fläche mit dem köstlichsten Schmucke überzieht. Wie wohlthuend, wie erhebend wirkt ein solcher Naturgenuß auf die Stimmung des Menschen! Gewiß, wer sorgenbeladen und geängstet hinausgeht in diese Morgenherrlichkeit, der kehrt erleichtert und ermuthigt zurück.

Theodor nahm diese Eindrücke mit vollen Zügen in sich auf und sie hatten die beste Wirkung auf den Zustand seines Geistes und Gemüthes. Mit Klarheit und Ruhe übersah er die Lage der Dinge. Wollten auch zuweilen seine Gefühle die Schranken überschreiten, wenn er sich immer und immer wieder das fast Unglaubliche vergegenwärtigte, daß er seinen Vater wiedergefunden, und dann, daß dieser in unverdienten Ketten schmachte, unfähig, ihm in die Heimath zu folgen, mittellos, diese Ketten zu lösen; so hatte er doch bereits Kraft genug gewonnen, um diese Gefühlsausbrüche zu bemeistern.

Er beschloß, zunächst die Hülfe der französischen Gesandtschaft in Anspruch zu nehmen, um seinen Vater als einen unschuldig verurtheilten Franzosen zu reklamiren. Sollte dieß Schwierigkeiten haben, so wollte er durch die Verwendung des Gesandten wenigstens zu bewirken suchen, daß seinem Vater von Stunde an die Kette abgenommen und er von der schweren Hafenarbeit entbunden würde.

In zweiter Linie wollte er, eingedenk der Rathschläge des Direktors der Strafanstalten, durch die Gesandtschaft die Gnade des Königs anrufen, seinen Vater gegen Lösegeld freizugeben. Freilich stand die Größe dieses Lösegeldes wie ein drohendes Gespenst vor ihm. Aber seine Zuversicht, sein Muth waren bereits so gewachsen, daß ihn dieser Gedanke nicht mehr in hoffnungslose Verzweiflung stürzte. Er besaß noch gegen sechzig Thaler, welche zur Heimreise bestimmt waren, außerdem eine werthvolle goldene Uhr mit gleichartiger Kette, ein Geschenk des Oberpfarrers von St. Thomas von Aquino in Paris. Beides zusammen, dachte er sich, werde so ziemlich den dritten Theil des Lösegeldes ergeben. Und dann konnte er ja noch seine Kunst verwenden, d. h. nach nunmehriger Beendigung seiner Studien als Maler arbeiten, bis er das fehlende erworben? Dieser Gedanke, durch seine Kunst, seiner Hände Arbeit den geliebten Vater zu befreien, hätte selbst einen unwiderstehlichen Reiz für ihn gehabt, wenn nicht der Tag der Befreiung dabei in zu weite Ferne gerückt worden wäre.

Endlich erinnerte er sich auch der Bemerkung des Bagnodirektors über die hohe Stellung und Macht des Erzbischofs von Neapel. Vielleicht konnte ihm der liebreiche, leutselige Hauscaplan eine Audienz bei diesem hohen Kirchenfürsten verschaffen, er konnte sich demselben zu Füßen werfen, dessen Gnade anflehen, und so die einflußreichste Verwendung in Neapel, wie der Direktor sie benannt hatte, für seine Sache gewinnen. Sollten aber an der Strenge des Gesetzes,

an der Erbarmungslosigkeit der Menschen alle Versuche scheitern und sein Vater gezwungen sein, die zehnjährige Leidenszeit vollständig zu bestehen, so stand ihm äußersten Falles doch die Möglichkeit noch offen, seine Mutter nach Neapel zu holen, damit sie beide durch ihre stete Gegenwart und Pflege mit dem, was er durch seine Kunstprodukte zu erwerben vermöge, die Lage des Unglücklichen wenigstens nach Kräften erleichtern könnten, bis endlich der Befreiungstag anbrechen würde.

Das alles waren freilich nur lose Gedanken, Seifenblasen gleich. Aber wenn nur einmal den Menschen in schwierigen Lagen wieder Hoffnung beseelt, wenn er sich nur so weit erhoben hat, um Entwürfe zu machen, dann hat er schon halb gewonnen.

Während der Held unserer Geschichte unter manchen Unterbrechungen diesen Operationsplan entworfen hatte, waren die Frühstunden des Morgens verronnen und die Zeit herangekommen, wo die amtlichen Kanzleien geöffnet zu werden pflegen. Er wußte von seinen Paßgeschäften her, daß in der französischen Gesandtschaftskanzlei der Andrang oft sehr stark ist und diejenigen, welche später kommen, lange warten müssen. Es drängte ihn, ungesäumt an das Werk zu gehen. Raschen Schrittes kehrte er nach der Stadt zurück, wobei er aber gleichwohl nicht versäumte, in einer am Wege liegenden Kirche durch ein kurzes Gebet die göttliche Hülfe zu seinem Unternehmen zn erflehen, und trat fast unmittelbar nach

der Eröffnung in ziemlich fester, aber höchst anständiger und bescheidener Haltung in das Bureau der Gesandtschaftskanzlei.

Zur nämlichen Stunde kam Ehrenberg auf den Quai, um die übliche Rast zu halten. Seine Züge schienen bereits von ihrem schmerzlichen Ausdruck etwas verloren zu haben. Mindestens war sein Auge belebter und auf seinen bisher so bleichen Wangen ließ sich ein Hauch von Röthe erkennen, wie die Freude sie hervorzubringen pflegt.

Er hatte die Nacht in ganz entgegengesetzter Weise zugebracht als Theodor. Nachdem der Sturm der Gefühle, die gewaltige Erschütterung, welche das Ereigniß des vorigen Tages in ihm hervorgebracht, sich einigermaßen gelegt hatte, war er erst recht eigentlich zum Bewußtsein des wunderbaren Glückes gelangt, welches Gott ihm hatte zu Theil werden lassen. Jemehr er über die außerordentliche Begebenheit nachdachte, daß er so ferne von der Heimath, hier am fremden Strande seinen Sohn wiedergefunden, den er so oft beweint, desto mehr erwärmte sich sein Herz und erschloß sich dem Vatergefühle, der innigsten Glückseligkeit. Und wollte auch einmal ein Argwohn ihn beschleichen, als könne er das Opfer einer losen Täuschung sein, was bei seinem Gemüthszustande wohl verzeihlich war, so kämpfte er diesen Zweifel bald nieder durch die Vergegenwärtigung der Schriftzüge seiner geliebten Agathe in dem an Theodor nach Neapel gerichteten Briefe, den er mit seinen

eigenen Augen gesehen hatte. So überkamen ihn allmählich die süßesten Gefühle.

Mit Sehnsucht erwartete er den Anbruch des Tages, mit Ungeduld den Eintritt der Erholungsstunde. Um so empfindlicher mußte es ihn berühren, Theodor nicht schon anzutreffen. Nach allen Richtungen hin durchforschte sein Auge den weiten vielbelebten Platz, ohne seinen Sohn zu entdecken; jedoch tröstete er sich geraume Zeit damit, es möge nur eine unwillkürliche Verspätung die Ursache sein. Als aber Minute um Minute verlief, die Ruhezeit sich ihrem Ende nahte und Theodor immer noch nicht erschien, als endlich das Glockensignal ertönte und auch der letzte forschend über den Platz gesendete Blick ihn nicht zu erspähen vermochte, da wurde ihm unaussprechlich schmerzlich zu Muthe und unter Thränen ging er seinem Arbeitsplatze zu. Der arme Vater ahnte nicht, daß in demselben Augenblicke sein Sohn für seine Befreiung thätig war.

Was konnte die Ursache dieses auffallenden Ausbleibens sein? Der Unglückliche überdachte alle Möglichkeiten, und mehr und mehr stieg seine Beklommenheit. Den Gedanken an eine Täuschung verwarf er entschieden; nicht nur der Brief, sondern auch die große Aehnlichkeit Theodors mit seiner Mutter sprach dagegen, endlich die Vernunft. Denn was könnte einen gebildeten jungen Mann wie Theodor dazu bestimmen, sich grundlos für den Sohn eines Sträflings auszugeben? Somit blieben nur zwei Fälle denkbar; entweder mußte ihm seit gestern Abend ein

Unfall zugestoßen sein, oder der Sohn schämte sich des Vaters in dem Verbrechergewande. War der erstere Gedanke schmerzlich für das väterliche Herz, um wie viel schmerzlicher, wie unendlich bitter und niederschlagend mußte es vollends der andere sein!

Inzwischen war auch Theodor nicht auf Rosen gebettet. Er hatte gehofft, schnell abgefertigt zu werden, und wäre sodann auf den Quai zu seinem Vater geeilt. Allein er mußte, weil er sein Anliegen nur dem Botschafter selber vortragen wollte, wohl eine Stunde warten ehe er vorgelassen wurde; und da seinem Zartgefühle nicht entging, welchen peinlichen Eindruck sein Ausbleiben auf den Vater machen mußte, zu dem es ihn ja ohnedieß mit tausend Gewalten hinzog, so stand er sprüchwörtlich wie auf Kohlen. Als er vom Gesandtschaftshotel in Eilschritten auf dem Quai eintraf, waren die Sträflinge bereits wieder zur Arbeit abgerufen.

Der Botschafter war ein stolzer Mann aus einem der ersten französischen Adelsgeschlechter, aber keineswegs ohne Leutseligkeit. Das einnehmende Aeußere des jungen Bittstellers, sein anständiges Benehmen, seine bescheidene Ausdrucksweise und korrekte Sprache machten sogleich einen sehr vortheilhaften Eindruck auf ihn. Mit großer, merklich sich steigernder Aufmerksamkeit hörte er Theodors Erzählung an, welchem die kindliche Liebe die beredtesten Worte eingab, richtete viele Fragen an ihn, deren gute Beantwortung sein Interesse für den jungen Landsmann immer mehr erhöhte, und entließ ihn mit der Versicherung,

daß er unverweilt Erkundigungen einziehen und dann je nach den Umständen handeln werde. Jedoch würden amtliche Zeugnisse über Leumund und frühere Verhältnisse Ehrenbergs aus der Heimath herbeigeschafft werden müssen, was mit ziemlichem Zeitverluste verbunden, daher Geduld vonnöthen sein werde. Zugleich gab er Theodor die Weisung, sich in einigen Tagen wieder vorzustellen, um das Resultat der gepflogenen Ermittlungen zu vernehmen.

So sehr nun auch des guten Sohnes Hoffnung durch den günstigen Verlauf dieser Audienz sich gehoben hatte, so schmerzlich berührte ihn die Möglichkeit einer längeren Verzögerung. Er wußte recht gut, welche Zeit ein Brief nach Frankreich und zurück erforderte, um sich sogleich klar machen zu können, daß in diesem Falle sein armer Vater noch fast zwei Monate lang in seinen Fesseln schmachten müsse. Als hiezu noch der unangenehme Eindruck kam, daß er ihn, wie wir bereits wissen, nun am Quai nicht mehr antraf, bemächtigte sich seiner eine große Niedergeschlagenheit. Er ging nach Hause, um in der Stille seines Stübchens mit sich zu Rathe zu gehen, was weiter anzufangen sei.

Erschöpft von den Anstrengungen des Vormittags streckte er sich ein wenig auf sein Lager nieder, um zu ruhen und zu überlegen. Aber die Natur machte ihre Rechte geltend, und bald senkte der Schlaf, auf kurze Zeit ihn seiner Sorgen enthebend, sich mit sanften Schwingen auf ihn herab und ließ ihm ein schönes Traumbild erscheinen. Seinen Vater am Arme

trat er in das Zimmer seiner Mutter ein. Sie erkannte den Gatten nicht sogleich wieder, da die Leiden ihn sehr verändert hatten. Ihm aber, dem geliebten Sohne, fiel sie mit der rührendsten Zärtlichkeit um den Hals und ließ ihn lange nicht mehr los, als wolle sie verhüten, daß er sie nochmals verlasse. Doch plötzlich mit einem Aufschrei freudigster Ueberraschung läßt sie ab von ihm, sie hat Ehrenberg erkannt; unter Thränenströmen halten sich beide lange, lange umfangen. Dann ziehen sie sanft den Sohn in ihre Mitte und es durchströmen ihn Gefühle der höchsten Wonne in den Armen des durch ihn wieder vereinten Elternpaares. Es ist ihm, als höre er himmlische Chöre singen: „Wer seine Eltern liebt und ehrt, dem soll es wohlgehen auf Erden."

Neugestärkt erwachte er. Es war ein Uhr Mittags. Kaum konnte er die Zeit bis zur vierten Stunde erwarten, wo er zuversichtlich hoffte, seinen Vater am Quai zu finden. Er machte sich schon viel früher auf den Weg und hörte mit hochklopfendem Herzen endlich vier Uhr schlagen und das ersehnte Glockenzeichen ertönen.

Aber was ist das? Die Sträflinge erscheinen auf dem Platze, doch sein Vater ist nicht unter ihnen. Theodor traut seinen Augen kaum. Er nähert sich um besser zu sehen der Stelle, wo sie sich eben vertheilen, so daß er jeden einzelnen deutlich unterscheiden kann — es ist keine Täuschung, sein Vater ist nicht dabei. Betroffen fragt er einen Aufseher, wel-

cher ihm aber eine barsch abweisende Antwort gibt. Trotzdem entschließt er sich, noch einen zweiten zu fragen, und dieser weiß ihm wenigstens zu sagen, daß der Gesuchte vor einer Stunde unter Bedeckung abgeführt worden sei. Näheres ist auch ihm nicht bekannt. Gleichwohl kann der gute Sohn es nicht über sich gewinnen, den Platz zu verlassen. Immer wieder späht er nach allen Seiten hin, und erst nachdem die Sträflinge an die Arbeit gegangen sind, schickt er sich in bangen Gefühlen und bitterem Schmerze zum Rückzuge an. Aber nicht nach Hause geht er; das Bedürfniß der Mittheilung und des Trostes leitet ihn zu der Wohnung des erzbischöflichen Caplanes hin.

Diesem gelang es durch seinen religiösen Zuspruch, das Herz des Armen wieder zu beruhigen und sein Gottvertrauen von neuem anzufachen. Auch theilte er Theodor zu dessen großer Freude mit, daß sich bereits ein geeigneter Moment ihm dargeboten habe, dem Herrn Erzbischof von seiner Angelegenheit Vortrag zu erstatten, welcher dieses höchst interessante Beispiel der wunderbaren Fügungen der Vorsehung mit so viel Theilnahme vernommen habe, daß er ihn selbst in den nächsten Tagen vor sich kommen lassen werde, um aus seinem eigenen Munde die Begebenheit sich ausführlich erzählen zu lassen. Mit diesem Troste schied unser junger Freund von dem würdigen Priester, dem ächten Repräsentanten des göttlichen Gebots der christlichen Liebe. Wenn er gleichwohl abermals eine schlaflose Nacht verbrachte, so kann

dieß bei der fieberhaften Aufregung, in der er sich seit mehreren Tagen befand, nicht befremden.

Am nächsten Morgen zur gewohnten Stunde begab er sich wiederum auf den Quai, um seinen Vater aufzusuchen. Er war fest entschlossen, wenn er ihn auch heute nicht fände, zu dem Direktor der Strafanstalten zu gehen und um Aufschluß über das Verschwinden des Geliebten zu bitten. Die Uhr zeigte einige Minuten vor acht, der Frühstücksstunde der Sträflinge, als er sich der Stelle näherte, wo er seinen Vater bisher angetroffen hatte, und seine Unruhe, seine Spannung nahmen zu. Gleich darauf erschallte die Bagno=Glocke; die Gefangenen verließen ihre Arbeit am Hafen, kamen auf den Quai und lagerten sich ganz wie sonst. Ehrenberg aber war wieder nicht darunter.

Noch stand Theodor unbeweglich und sein Auge haftete starr auf dem Punkte, auf welchem die Gallioten zuerst sichtbar geworden waren; da fühlte er von rückwärts seinen Arm ergriffen und in demselben Augenblicke fast liegt sein Vater an seinem Halse. Freude und Rührung ersticken ihre Stimmen. „Mein Sohn!“ „Mein Vater!“ ist alles, was sie reden. So halten sie sich geraume Zeit fest umschlungen. Doch Theodors freudige Ueberraschung steigt auf das höchste, als er wahrnimmt, daß sein Vater zwar das Sträflingsgewand aber keine Fesseln mehr trägt. Fragen und Antworten durchkreuzen sich gegenseitig in hastiger Folge einige Minuten lang, bis die Gedanken sich allmählich ordnen, Vater und Sohn sich niedersetzten

und es nun beiderseits zu Erzählungen über die Begebenheiten des gestrigen Tages kommt. Theodor hatte wieder etwas Wein und Speise mitgebracht. Wir lassen die Glücklichen daher reden und genießen, und entnehmen ihren Mittheilungen nur, was zum Zusammenhange unserer Geschichte und zur Aufklärung der noch dunkeln Vorgänge nothwendig ist.

Unmittelbar nach Theodors Audienz bei dem Botschafter hatte dieser einen seiner Gesandtschaftssekretäre abgeordnet, um bei dem Minister der Justiz sowie dem Direktorium der Strafanstalten die genauesten Erkundigungen über alle, Ehrenbergs Gefangennahme und Verurtheilung betreffenden Umstände sowie über sein Verhalten einzuziehen, zugleich aber auch, um das Ansuchen zu stellen, ihn unter Eskorte behufs einer Vernehmung in das Gesandtschaftshotel zu senden. Diesem Ansinnen war bereitwilligst entsprochen worden. Der Botschafter selbst hatte das Verhör geleitet und aus dem natürlichen Verlaufe der Begebenheiten sowie dem vortheilhaften Eindrucke, der treuherzigen Persönlichkeit des Unglücklichen die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Geschichte, kurz von seiner Unschuld gewonnen. Demzufolge hatte er die Behörden sofort von der Absicht benachrichtigen lassen, Ehrenberg als französischen Unterthan zu reklamiren. Zugleich aber hatte er die Forderung gestellt, daß dem Gefangenen in Anbetracht seiner fast zweifellosen Schuldlosigkeit bis zur Herbeischaffung der Aktenstücke und Beweise die Kette abgenommen, und er von der schweren Hafenarbeit ent-

bunden werde. Bei dem großen Einfluß des französischen Gesandten in Neapel als des Vertreters einer der ersten Mächte, deren Herrscher überdieß zu dem neapolitanischen Königshause in so nahen Verwandtschaftsbeziehungen stand, hatte man diesem Verlangen um so weniger sich zu widersetzen gewagt, da der Botschafter zu allem Ueberflusse sich zur vollen Haftung für den Sträfling bereit erklärte, nachdem er diesem das Ehrenwort abgenommen, sich seiner Haft nicht durch Flucht zu entziehen. So wurde Ehrenberg zu seiner größten Ueberraschung beim Aufruf der Gallioten in der Frühe des Morgens der Fesseln entledigt, und nur mehr zu leichter Arbeit verwendet.

Theodors Glückseligkeit kannte keine Grenzen, so vieles zur Befreiung seines Vaters auch noch übrig blieb. Und auch Ehrenberg fühlte sich heute glücklich, ungeachtet seiner immer noch so traurigen Lage. Auge in Auge gesenkt, Hand in Hand, plauderten sie unter wonneseligen Gefühlen. Theodor erzählte von seinen und Agathens Schicksalen, von seiner Erziehung und wie er nach Neapel gekommen. Hiebei beklagte Ehrenberg, nur einen Augenblick die Wahrheitstreue dessen, der sich für seinen Sohn ausgab, bezweifelt zu haben. Dieß schien nun letzterem der rechte Zeitpunkt, um seinem Vater eine weitere Ueberraschung zu bereiten, indem er das Miniaturportrait seiner Mutter aus der Tasche zog und ihm vor Augen hielt. Bei diesem Anblick brach Ehrenberg vor Freude in Thränen aus, küßte bald das Bild

der Gattin, bald den Sohn, und es wäre des Umarmens und Küssens kein Ende geworden, wenn nicht, viel zu frühe für die Glücklichen, die Glocke gerufen hätte. Sie nahmen rührenden Abschied für eine Nacht. Das Bildniß aber mußte Theodor seinem Vater lassen; er konnte sich nicht mehr davon trennen.

So verflossen in gleicher Weise, man könnte sagen in einer Art Stillleben, mehrere Tage. Jeden Morgen vor acht und jeden Nachmittag vor vier Uhr war Theodor, stets mit einer Erfrischung versehen, am Quai und erwartete seinen Vater, dessen Gemüthszustand und Aussehen sich schon bemerklich besserten. An Stoff zu Gesprächen fehlte es nie; die Mittel zur Befreiung, die weite Reise in die Heimath, Erzählungen aus der Vergangenheit und Pläne für die Zukunft boten solchen reichlich. Während ihrer Unterhaltung frühstückten oder vesperten sie. Nur wenn manchmal doch eine Bangigkeit über ihre kritische Lage sie beschlich, herrschte für einige Minuten Schweigen. Eine Abwechslung in diesen einfachen Vorgängen, ganz besonders erfreulich für Vater Ehrenberg, brachte nur die zweimalige Theilnahme des erzbischöflichen Caplans an den Zusammenkünften hervor. Begieri[illegible]lgesetzter-berg kennen zu lernen, hatte er Theodor erlebten sich einmal mitzunehmen, und angezogen durch [illegible] persönlichkeit des unglücklichen Vaters wie früher durch die Frömmigkeit des Sohnes, hatte er ein andermal seinen Besuch unverhofft wiederholt. Er tröstete und ermuthigte den Gefangenen durch das Beispiel der heiligen Märtyrer, welche gleich ihm lieber alle Qualen,

ja selbst den Tod erduldet hatten, als daß sie ihrem Christenglauben untreu wurden. Er flößte ihm Hoffnung ein durch Hinweisung auf die göttliche Barmherzigkeit und stärkte ihn zur Ergebung in sein Schicksal, falls es sich nicht jetzt schon sollte wenden lassen, durch die Erinnerung an den Erlöser, welcher den Kelch des bitteren Leidens bis zum Grunde leeren mußte. So machte er Vater und Sohn gefaßt auf alle Fälle, wie immer die Entscheidung dem dunkeln Schooße des Schicksals entrollen mochte.

Nach einigen Tagen ging Theodor auch wieder in die Gesandtschaftskanzlei, konnte jedoch eine Audienz bei dem Botschafter nicht erlangen, da derselbe bei einem großen Hoffeste, nämlich der feierlichen Taufe eines königlichen Prinzen war, dessen Geburt am Tage zuvor die Kanonen des Forts St. Elmo verkündet hatten. Ueber den Stand seiner Angelegenheit erfuhr er, daß aus Frankreich bereits amtliche Ausweise über seinen Vater gefordert seien, daß übrigens der unbedingten Begnadigung die gesetzliche Vorschrift wegen des Lösegeldes entgegenstehen werde. Mit diesem ziemlich trostlosen Bescheide kehrte Theodor Nachmittags [illegible] Vater zurück. Die Zwischenstunde hntte er [illegible]endet, einen vorbereitenden Brief an seine M[illegible], sowie einen andern an den Oberpfarrer von St. Thomas zu beginnen, dem er die ganze Sachlage enthüllen und ihn um Vorschuß der zum Lösegelde nöthigen Summe angehen wollte.

Am nächstfolgenden Morgen traf er auffallender Weise seinen Vater nicht am Quai und begab sich sehr

beunruhigt hierüber in seine Wohnung. Er schickte sich Nachmittags eben an, den Weg zum zweitenmale zu machen, als ihm eine schriftliche Einladung des Caplans zu einem Besuche behändigt wurde, indem des Herrn Erzbischofs Eminenz ihn heute noch empfangen wolle. Es fiel ihm sehr schwer, auch Nachmittags auf das Zusammentreffen mit seinem Vater verzichten zu müssen, allein er war klug genug, der Audienz größere Wichtigkeit beizumessen. Sich stärkend durch seinen Wahlspruch: „Meinen Gliedern keine Ruhe —" warf er sich in seine besten Kleider und eilte in den erzbischöflichen Palast.

Der Caplan empfing ihn mit der gewohnten Leutseligkeit, erkundigte sich theilnehmend nach dem Befinden seines Vaters, ertheilte ihm noch einige Winke über die zu beobachtenden Förmlichkeiten und führte, als die Uhr die festgesetzte Stunde verkündete, ihn in das Gemach des hohen Kirchenfürsten ein.

Ehrfurchtsvoll trat Theodor vor diesen ehrwürdigen Greis, der ihn mit Blicken betrachtete, in denen himmlische Milde und Liebe thronten. Dadurch gewann er Fassung, so daß er die Fragen, welche die Eminenz an ihn richtete, in deutlicher, wohlgesetzter Rede zu beantworten vermochte. Sichtbar belebten sich die wohlwollenden Züge des erhabenen Prälaten durch das Wohlgefallen, welches auch in ihm das Wesen des Jünglings erweckte. Er drückte dieß lateinisch seinem Caplane aus, wohl meinend, daß der junge Mann ihn nicht verstehe; dieser aber verstand ihn sehr wohl. Dann sagte er zu Theodor:

„Ich preise die Vorsehung, die mich in den Stand setzte, einen so braven, jungen Mann zu belohnen. Auf Grund der Berichte meines Herrn Caplans habe ich im Einvernehmen mit dem würdigen Repräsentanten Frankreichs eine Fürbitte für euern Vater eingelegt, als das große Herz Seiner Majestät des Königs beider Sicilien gestern aus Anlaß des ihm vom Himmel gespendeten Familienglückes zu einem außerordentlichen Gnadenakte sich öffnete und mir gestattete, Seiner Majestät Vorschläge zu machen. Die königliche Milde würdigte meine Bitte; eurem Vater ist nicht nur der Rest seiner Strafzeit in Gnaden erlassen, sondern der König hat überdieß das gesetzliche Lösegeld, welches frommen Stiftungen gehört, auf seine Privatkasse überwiesen. Euer Vater ist dem Botschafter Marquis von Lavalette bereits übergeben. Dankt es diesem edlen Menschenfreunde, daß er mich bei dem Liebeswerke durch das Gewicht seines Einflusses unterstützte; den barmherzigen König aber schließt in eure Gebete ein. Gott sei mit euch!"

„Ehre Gott dem Vater!" fiel Theodor ein, welcher unwillkürlich mit gefalteten Händen auf die Kniee gesunken war, und der greise Kirchenfürst legte segnend die Hände auf sein Haupt.

In den Zimmern des Caplans wieder angekommen, begann Theodor gegen diesen Wohlthäter sich in den rührendsten Danksagungen zu ergießen. Der Priester aber schloß ihm den Mund, indem er sagte:

„Eilet jetzt in das Gesandtschaftshotel und erlaubt, daß ich euch begleite. Euer Vater wird euch mit Sehnsucht erwarten.“

Am Fuße der Treppe stand schon ein Wagen in Bereitschaft, um sie aufzunehmen, denn das Zartgefühl des Caplans hatte ihn wohl empfinden lassen, daß es für den guten Sohn etwas peinliches sein müsse, in der Ungeduld seiner kindlichen Liebe den weiten Weg zu Fuße zurückzulegen. Sie stiegen ein und rasch ging es nun dem seligen Augenblicke der ersten Umarmung des befreiten Vaters entgegen.

Theodor saß überglücklich an des Priesters Seite. Er fragte sich im Stillen, ob das, was er soeben erlebt, nicht wieder ein Traumbild sei? Sein Erstaunen, seine Freude und Rührung erreichten aber den höchsten Grad, als sein Begleiter ihm eröffnete, daß der Erzbischof nicht nur mit Worten sondern auch selbstthätig seinem schwer heimgesuchten Vater zu Hülfe kommen wolle, indem er demselben eine nicht unansehnliche Geldsumme sowohl zur Heimreise wie auch als Beitrag zur Wiederbegründung eines Hausstandes bestimmt und ihm zur Aushändigung übergeben habe. Er seinerseits bot Theodor nebst seinem Vater Gastfreundschaft für den Rest ihres Aufenthalts in Neapel in so herzlichen Worten an, daß dieser nicht abzulehnen vermochte.

Im Gesandtschaftshotel wurden sie bedeutet, in einem Garten-Salon den Marquis von Lavalette zu erwarten. Sie treten ein und finden zu Theodors freudigster Ueberraschung, ihrer Ankunft harrend, Ehren-

berg, ganz allein; denn ein feiner Takt hatte gewollt, daß sie unbelästigt durch Zeugen die Wonne dieses Wiedersehens genießen sollten.

Vater Ehrenberg's Aeußere erschien sehr verändert; fast hätte sein Sohn ihn nicht erkannt. Das Gewand des Elendes und der Ehrlosigkeit war verschwunden und moderne Kleidung an dessen Stelle getreten. Von dem entstellenden langen Barte befreit, das spärliche Haupthaar geordnet, das Auge belebt, die Wangen sanft geröthet durch die erhebenden Gefühle, welche im Bewußtsein der wieder erlangten Freiheit, der Wiedervereinigung mit seinen Lieben, ihn durchströmten, sah er nicht nur jünger aus, sondern seine Persönlichkeit machte selbst einen stattlichen Eindruck.

Nach einiger Zeit erschien der Marquis. Er richtete Worte der Theilnahme an den Vater, Worte des Lobes an den braven Sohn, Worte des Dankes und der Anerkennung an den erzbischöflichen Caplan. Sodann behändigte er Ehrenberg aus den ihm zur Verfügung stehenden Hülfsfonds der Gesandtschaft eine Unterstützung von zweihundert Thalern und zog sich, von Segenswünschen begleitet, zurück. Die Anderen bestiegen ihren Wagen und gaben in der Wohnung des Caplans im erzbischöflichen Palaste nach den Anstrengungen und Gemüthsbewegungen dieses denkwürdigen Tages bei einem solennen Mahle, welches ihr gastlicher Beschützer hatte bereiten lassen, sich ganz der Freude hin, welche nun erst eine vollkommene war.

## 11.

## Abreise von Neapel.

Noch acht Tage verweilten Theodor und sein Vater in der prächtigen Stadt, welche in ihrer Lebensgeschichte eine so große Bedeutung erlangt hatte. Ehrenberg sollte sich erst noch mehr erholen und zu der beschwerlichen Reise stärken; so wollte es der liebende Sohn. Seinerseits benützte er diese Frist, um alle seine Angelegenheiten zu ordnen, insbesondere auch den Brief an seine Mutter zu beenden.

Außer der Mittheilung seiner bevorstehenden Abreise schrieb er ihr: er habe durch Zufall einen Mann kennen lernen, dessen Schicksal Aehnlichkeit mit dem seines unglücklichen Vaters habe, indem auch dieser in die Hände von Seeräubern gefallen und eine Reihe von Jahren als Sklave in den Raubstaaten zurückgehalten worden sei. Endlich habe er doch Mittel gefunden zu entkommen. Derselbe erzähle auch von einigen Franzosen, die unter gleichem Loose in seiner Nähe schmachteten. Die Schilderung Eines derselben, Bona genannt, erinnere ihn unwillkürlich an seinen Vater, wie er diesen nach seinen eigenen dunkeln Erinnerungen und den mütterlichen Nachrichten sich denken müsse; ja selbst der Name Bona erinnere an Bonaventura. Auf seinen Wunsch werde sein Gewährsmann, welcher geschäftliche Beziehungen mit den afrikanischen Küstenländern unterhalte, Nachforschungen anstellen und im glücklichen Falle ihn benachrichtigen. —

Von Rom aus gedachte Theodor diese Vorbereitung fortzusetzen.

Die Geschichte von dem wunderbaren Zusammentreffen Theodors mit seinem Vater und dessen Befreiung durch den Sohn vermöge der Mitwirkung so hochgestellter, edler Menschenfreunde hatte schnell in Neapel ziemliche Verbreitung erlangt. Namentlich in den Kreisen des höheren Klerus und des hohen Adels erregte diese denkwürdige Begebenheit große Theilnahme. Man pries allgemein den Gnadenakt des Königs, mehr noch Diejenigen, welche die Anregung dazu gegeben. Aber Viele, die mit zeitlichen Gütern gesegnet waren, wollten es hiebei nicht bewenden lassen, sondern nach dem hochherzigen Beispiele des Erzbischofs ihrer Theilnahme auch einen thatsächlichen Ausdruck geben. So kam es, daß Ehrenberg reichliche Liebesgaben, zum Theil in beträchtlichen Summen bestehend, zuflossen und er Neapel mit einem größeren Kapitale verließ, als er es je zuvor, selbst zur Zeit seiner Selbstständigkeit, besessen hatte.

Die Besuche, welche er empfing, fleißige Andachtsübungen und tägliche Ausflüge in die herrliche Umgebung, welche Theodor zu seiner Kräftigung und Aufheiterung mit ihm unternahm, machten schnell die Tage schwinden. Tiefbewegt besuchten Vater und Sohn am letzten Abend ihres Aufenthaltes den Quai, an den sich so unvergeßliche Erinnerungen für sie knüpften, und sie vergaßen bei dieser Gelegenheit nicht, dem erstaunten Bagno-Direktor eine wohlgefüllte Börse für die armen Leidensgefährten Ehrenbergs zu hinterlassen.

Ueber alle Beschreibung rührend und erhebend aber war der Abschied von dem erzbischöflichen Caplane, diesem Quell, von welchem, wie das Bächlein allmählig zum Strome anwächst, alle ihnen widerfahrene Gnade und Wohlthat ursprünglich ausgeflossen war. Zum bleibenden Andenken schenkte er Jedem ein schönes Erbauungsbuch. In das des Vaters schrieb er die Worte aus den Psalmen:

„Du bist o Gott meine Stärke und meine Zuversicht, und um Deines Namens willen wollest Du mich leiten und führen. — In Deine Hände empfehle ich meinen Geist; Du hast mich erlöset Herr, Du treuer Gott! Dir will ich vertrauen, Dich will ich lobpreisen bis an das Ende der Tage."

Und in das des Sohnes:

„Sei gelobt, Herr, daß Du mir hast eine wunderbare Güte erwiesen, daß Du meines Flehens Stimme gehört. Du bist nahe Denen, die gebrochenen Herzens sind und hilfst den Gerechten. Herr, Deine Güte reicht so weit der Himmel ist und Deine Wahrheit so weit die Wolken gehen."

Und darunter aus demselben Psalm:

„Bleibe fromm und halte dich recht, denn Solchen wird es zuletzt wohlergehen. Und der Herr wird ihnen beistehen, denn sie trauen auf ihn."

Mit seinem Priestersegen versehen schritten sie aus dem Portale des erzbischöflichen Palastes.

Ihr nächstes Reiseziel war Rom, wo Theodor den größten Theil seiner Habseligkeiten zurückgelassen hatte. Zugleich wollte er seinem Vater die Herr-

lichkeiten der ewigen Stadt zeigen und ihm Zeit lassen, sich mehr und mehr zu erholen. Aus diesem Grunde wählten sie auch den Weg zur See auf einem Küstenschiffe, weil auf diese Art die Reise weniger beschwerlich war, und legten dieselbe ohne Unfall zurück.

Die unübertrefflichen Schätze der herrlichen Roma rissen auch Ehrenberg, wie früher Theodor, zur höchsten Bewunderung hin. Die Eindrücke, welche sie auf ihn machten, mußten um so lebendiger, um so tiefer sein nach einem zwanzigjährigen, jedes körperlichen wie geistigen Genusses entkleideten Sklavenleben, das den Menschen auf die nächste Stufe zum Thiere stellt. Er fühlte sich wieder Mensch geworden, und um so mehr erschien ihm, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, alles im Glanze der höchsten Weihe und brachte, vereint mit dem erhebenden Gefühle der Freiheit und der gesicherten Existenz, den wohlthätigsten Einfluß auf seinen Körper sowohl, als seinen Geist hervor. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in Rom unter der sorgsamsten Pflege des zärtlichen Sohnes waren die Spuren seiner Leiden bis auf das theils mangelnde, theils graue Haar fast gänzlich verwischt.

Während dieser Zeit bekam Theodor einen Brief von seiner Mutter, bei dessen Abfassung jedoch der seinige noch nicht in ihren Händen gewesen war. Wie in jedem ihrer Briefe, so sprach sie auch in diesem mit rührender Zärtlichkeit von ihrem, ungeachtet ihrer langjährigen Trennung noch gleich heißgeliebten Gatten.

„Wie thöricht es mir auch manchmal vorkommen mag, noch Hoffnung zu hegen, da so viele lange Jahre nicht die mindeste Kunde von ihm gebracht, so will es mir doch scheinen, als nehme im Allgemeinen das Gefühl, daß er noch lebe, in mir an Beständigkeit zu. Es ist mir, als sage es mir Gott, wenn ich ihn im Gebete befrage, wenn ich ihn bitte, seine Hand schüz-zend über den Unglücklichen auszubreiten; es ist als sagen es mir die glänzenden Himmelskörper, wenn ich sie andachtsvoll betrachte und unwillkürlich die Frage auf meinen Lippen schwebt, ob wohl auch sein Auge dieses entzückende Morgenroth, diese Purpur-gluth des Sonnenuntergangs, diesen glänzenden Abend-stern und diesen Mond betrachtet, dessen trauliches Licht so anregend auf das Gefühl des Menschen wirkt; es ist als sage es mir mein Herz, indem an die Stelle des brennenden Schmerzes bei dem Gedanken an den Geliebten zuweilen ein Gefühl der Zuversicht tritt, worüber ich mir selbst keine Rechenschaft zu geben vermag."

Theodor war glücklich über diese Wandlung in dem Gemüthe seiner Mutter, die er als göttliche Ein-gebung betrachtete. Er verglich sie einem milden Regen, welcher die Erde zur Aufnahme des Samens empfänglich macht. Auf so fruchtbaren Boden fal-lend, mußte das in seinen vorbereitenden Brief aus Neapel gelegte Samenkorn rasch keimen und kräftige Wurzeln schlagen, und es bangte ihm nicht mehr vor den nachtheiligen Folgen der allzugroßen Ueberraschung und Freude seiner Mutter beim Empfange der Nach-

richt von der Rettung ihres Gatten oder bei dessen plötzlichem Wiedersehen.

Augenblicklich beantwortete er ihren Brief um ihr mitzutheilen, daß er noch zehn bis zwölf Tage in Rom verweilen müsse, dann aber unaufhaltsam in ihre Arme zurückeilen werde. Er bat sie, diese Verlängerung des anfangs nur auf wenige Tage bestimmt gewesenen Aufenthaltes nicht als Lieblosigkeit zu betrachten, als ob es ihn gar nicht zu ihr hinzöge; die Verlängerung sei vielmehr nothwendig, um weitere Nachrichten von jenem Manne in Neapel zu erwarten, der es übernommen habe, Nachforschungen nach seinem Vater in den Barbareskenstaaten anzustellen. Bereits sei so viel ermittelt, daß jener Sklave, von dem der Neapolitaner ihm erzählt, aus Havre gebürtig gewesen wäre und Bonaventura geheißen habe, wonach man ihn Bona genannt. Jedoch befinde er sich nicht mehr im Besitze seines vorigen Herrn, sondern dieser habe ihn auf einem Sklavenmarkte verkauft und es müsse nun vorerst versucht werden, falls er noch lebe, den Käufer ausfindig zu machen.

„Meine theure Mutter!" so schloß er seinen Brief, „die Wege der Vorsehung sind wunderbar, aber Gott führt alles herrlich hinaus. Ich gebe mich ganz der Ueberzeugung hin, daß jene Hoffnung, jene Zuversicht, welche dich beseelt und welche du mir so trefflich schilderst, von Gott in dir erweckt ward, um dich empfänglich zu machen für das höchste Glück, das dir auf Erden noch begegnen kann. Lasse uns hoffen, lasse uns lieben, lasse uns Gott vertrauen wie bisher

und er wird es wohl und gut mit uns machen. Von Marseille erhältst du meinen nächsten und letzten Brief."

Zehn Tage später, nachdem Theodor alle seine Angelegenheiten geordnet und sich bei den Künstlern, sowie den Nobilitäten des Adels und der Geistlichkeit, an welche er vom päpstlichen Nuntius in Paris empfohlen gewesen war, verabschiedet, zum Theil auch seinen Vater vorgestellt hatte, der als Beweis der Theilnahme auch hier viele werthvolle Geschenke erhielt, schifften Vater und Sohn in Civita-Vecchia sich wieder ein und landeten nach glücklicher Fahrt in Marseille. Mit Thränen begrüßte Ehrenberg die französische Küste; kaum konnte er die Zeit bis zur Ausschiffung erwarten. Und als der ersehnte Augenblick endlich gekommen war, als er den Fuß auf das Land setzen durfte, fiel er nieder, küßte den heimathlichen Boden und dankte laut dem Herrn des Himmels und der Erde für die Gnade seiner Befreiung; und dann umarmte er Theodor, den Gott sich zum Werkzeuge dieser wunderbaren Rettung ausersehen hatte, und erdrückte ihn fast vor Zärtlichkeit, Rührung, Dankbarkeit und Freude.

Wir verlassen nun beide, welche in Marseille einige Tage verweilen um sich von den Beschwerden der Seereise zu erholen, und eilen ihnen voraus nach Paris in die Behausung der tugendhaften Agathe.

Es ist unschwer zu errathen, welches vereinsamte traurige Leben sie während der fast dreijährigen Abwesenheit ihres Sohnes hatte führen müssen. Allein-

stehend in der großen Stadt, ohne Freunde oder Bekannte, vielmehr durch die dem Unglücklichen eigene Schüchternheit abgehalten, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, war sie anfangs ganz auf sich beschränkt, daher in mancher Beziehung nicht viel besser daran gewesen, als der Gefangene in Zellenhaft, der mit sich selbst reden muß, um eine menschliche Stimme zu hören. Zwar hatte sich allmählich diese Lage einigermaßen gebessert, indem der fleißige, solide, anständige und fromme Wandel Agathens den Mitbewohnern ihres Hauses nicht entging und sie demzufolge sich ihr näherten, ganz besonders auch dadurch, daß die Schwester und die Köchin des Oberpfarrers, eine arme Verwandte desselben, Agathe in Folge der Achtung, die sie ihnen einflößte, zu sich heranzogen, sie zuweilen besuchten oder einluden, bei ihnen einen Nachmittag oder Abend zuzubringen. Indeß konnte dieß Agathen doch nicht vollen Ersatz für den ihr zur anderen Natur gewordenen Umgang mit dem geliebten Sohne bieten, auf den sie nun so lange Zeit verzichten mußte. Daher fand man sie, ungeachtet ihrer ziemlich sorgenfreien Stellung, oft traurig, niedergeschlagen, von Sehnsucht gequält. Ja selbst die Spaziergänge an den Sonntagen in die freie Natur, zu denen sie von dieser oder jener Seite veranlaßt wurde, hatten nichts anziehendes mehr für sie. Ihre größte Wonne wäre fortwährende schriftliche Unterhaltung mit Theodor gewesen, hätten nicht die unregelmäßigen und zeitraubenden Verkehrsmittel mit dem fernen Lande der Befriedigung dieses Wunsches unüberwindliche Schwierig-

keiten entgegengestellt. So blieb ihr nichts übrig, als geduldig auszuharren und Zerstreuung in ihrer Arbeit zu suchen.

Welcher Festtag war es dann, wenn ein Brief von Theodor kam! Prüfend betrachtete sie zuerst die Adresse, betrachtete sie wiederholt, als müsse sie sich überzeugen, daß sie auch wirklich die ersehnten Schriftzüge des Sohnes erblicke, und dann küßte sie wohl gar den Brief und wendete ihn um und um, und trippelte hin und her in ihrem Zimmerchen, bis sie endlich ihrer Freude soweit Meister ward, um öffnen und lesen zu können. Aber gewiß hatte sie nicht versäumt, zuvor das blendendweiße Taschentuch zur Hand zu nehmen, denn ohne süße Thränen ging es niemals ab. Wie herzig schrieb er doch, wie zart wußte er sie zu trösten, wie lebhaft schilderte er die Gegenden, die Kunstwerke, die er sah, wie offenbarten sich in jeder Zeile sein edler Charakter, sein liebevolles, weiches Herz! Solche Briefe mußten freilich ein Hochgenuß für die glückliche Mutter sein. Und hatte sie dann alles genau und jede Stelle mindestens zweimal gelesen, so faltete sie mit dem Briefe zugleich die Hände und schickte ein Dankgebet zum himmlischen Vater empor. Aber das Arbeiten wollte nach solchen Gemüthsaufregungen nicht mehr schmecken, sondern sie eilte gewöhnlich in das Haus des Oberpfarrers, um den mitfühlenden Seelen die empfangenen Nachrichten mitzutheilen und brachte den Rest des Tages in zärtlichen Betrachtungen zu. Daß sie in den nächsten Tagen nach Empfang eines jeden Briefes denselben

noch oftmals las, brauchen wir kaum zu erwähnen; es geht ja uns allen ähnlich mit den Briefen unserer fernen Lieben.

Leider waren dieser glücklichen Tage nur wenige in dem langen Zeitraume eines Jahres und zehnmal so viele verliefen dann wieder um so einförmiger und trauriger für unsere Dulderin. Wir dürfen nicht vergessen, welche tiefe unaufhörlich blutende, brennende Wunde ihrem Herzen geschlagen war, eine Wunde, welche ihrer Natur nach gerade durch die Freude über den wohlgerathenen Sohn immer von neuem wieder aufgerissen werden mußte. Daher folgte den freundlichen Sonnenblicken, welche Theodors Briefe auf ihren Lebenspfad warfen, stets eine um so trübere, dichtbewölkte Zeit, und nur einem so tiefreligiösen Charakter wie demjenigen Agathens war es möglich, die doppelt schwere Prüfung, welche der Herr ihr auferlegt hatte, zu ertragen und siegreich zu bestehen.

Wieder einmal war ein solcher Zeitpunkt eingetreten. Worauf die sehnende Mutter sich so lange, so unaussprechlich gefreut, das sollte endlich in Erfüllung gehen; sie sollte in nicht ferner Zeit mit dem heißgeliebten Sohne wieder vereinigt werden. Vor ungefähr vierzehn Tagen hatte sie jenen Brief aus Neapel erhalten, worin er ihr, noch ohne Ahnung von dem Begegniß mit seinem Vater und der dadurch bedingten Verlängerung seines Aufenthaltes, seine demnächstige Abreise meldete, und sie hatte in Folge dessen einige Tage in glücklichem Vergessen, in der heitersten Stimmung verlebt. Doch nicht lange sollte diese

Freude rein und ungetrübt bleiben, bald sollte Wermuth sich darunter mischen, sie verbittern.

Es nahte nämlich der Tag an welchem sie vor fünfundzwanzig Jahren mit Ehrenberg vermählt worden war, und dieser erweckte natürlich die traurigsten Erinnerungen ihn ihr, so daß sie selbst des bevorstehenden Wiedersehens sich nicht recht zu freuen vermochte. In großer Betrübniß und unter häufigem Weinen verbrachte sie diesen Tag in ihrem Stübchen, indem sie zu arbeiten versuchte. Indeß die Hände versagten den Dienst, unwillkürlich sanken sie mit der Stickerei in den Schooß hinab, denn die Gedanken waren nicht dabei. Die weilten bei dem Gatten, bei dem Sohne. Wie glücklich, wenn jener noch an ihrer Seite gewesen wäre, hätten sie angesichts der Rückkehr des einzigen Sohnes nach langer Abwesenheit ihr silbernes Hochzeitsfest begehen können; wie unendlich groß wäre die gemeinsame Freude gewesen, ihn wieder in die Arme schließen zu können nach glänzend vollendetem Bildungsgange. Dieses Glück, es war zerstört, sie mußte allein dem Sohne entgegengehen.

Kein Wunder, wenn gerade an diesem Tage derlei traurige Gedanken die Oberhand in ihr gewannen über die Mutterfreude und ihr Gemüth in Schwermuth versenkten. Sie betete endlich, und dieses Gebet erleichterte sie. „Ob er todt ist, ob er lebt," hatte sie geschlossen, „o möchte Deine Barmherzigkeit fügen, daß es mir kund werde durch irgend ein

Zeichen, damit mein Herz sich endlich trösten könne und ich erlöst werde von der Folter dieses zehrenden Zweifels.“ Noch saß sie still vor sich hinblickend und von neuem überdenkend, was alles für die Möglichkeit, daß ihr Gatte noch lebe, sprach, als an die Thüre geklopft und ihr ein Brief übergeben wurde.

„Schon wieder von Theodor,“ rief sie mehr bestürzt als freudig, „und zwar abermals aus Neapel! Das hat nichts Gutes zu bedeuten, denn nach seinem letzten Briefe, den ich seit vierzehn Tagen habe, war er bereits reisefertig, wollte in den nächsten Tagen Neapel verlassen. Mein Gott, was werde ich da wieder erfahren müssen!“

Die Hand auf die Gegend des Herzens pressend, als wolle sie die durch die Aufregung beschleunigten Schläge desselben mäßigen, ging sie einigemale im Zimmer auf und ab, bis sich ihr Blut ein wenig beruhigt hatte. Dann nahm sie ihren Platz wieder ein, ergriff die Scheere und öffnete den Brief, wiewohl mit einigem Zittern.

Sie liest. Die ersten Zeilen überzeugen sie, daß ihrem geliebten Sohne kein Unfall zugestoßen, daß seine Abreise durch kleine unvermeidliche Hindernisse sich nur etwas verzögert hat. Hiedurch beruhigt, fährt sie fort zu lesen, was Theodor von dem aus der Sklaverei entkommenen Neapolitaner und den gefangenen Franzosen schreibt, die dieser kennen gelernt. Ihre Spannung wächst mit jedem Worte, ihre Wangen röthen sich, ihr Auge bekommt einen Glanz, den es seit lange nicht mehr besessen. Sie liest die be-

treffende Stelle zu wiederholten malen und in ihrem frommen Glauben legt sie sich die Frage vor: Sollte dieß das Zeichen sein, um welches ich Gott gebeten? Dann faltet sie den Brief zusammen, kleidet sich hastig an und eilt zu dem Oberpfarrer, ihrem Orakel in allen solchen Dingen, um den Brief ihm mitzutheilen.

Dem Scharfblicke dieses trefflichen Mannes entging es nicht, was Theodor mit dieser Mittheilung bezweckte. Er erkannte darin deutlich die geschickte Anlage einer Vorbereitung und war seinerseits kaum einen Augenblick im Zweifel darüber, daß Theodor bei Abfassung dieses Briefes bereits mehr von seinem Vater wußte, als er sich den Anschein gab, und daß hier eine der wunderbaren Fügungen der allwaltenden Vorsehung obschwebe. Jedoch hütete er sich wohl, seiner Schutzbefohlenen diese Gedanken ganz zu offenbaren, sondern beschränkte sich darauf, sie in der süßen Hoffnung, welche in ihr aufdämmerte, vorsichtig zu bestärken. So wurde der Gedächtnißtag ihrer Vermählung, den die Schwergeprüfte in Melancholie angetreten hatte, zu einem Tage der Freude, dem Sommertage gleich, der in Gewitterschwüle beginnt und, — nachdem die Wetter sich ausgetobt, die Atmosphäre abgekühlt und die Natur erfrischt haben, — im herrlichsten Sonnenglanze endet. Erst am späten Abend kehrte Agathe, leiblich und geistig gestärkt, aus dem kleinen aber an Theilnahme und Wohlwollen so reichen Kreise in ihre stille Wohnung zurück.

Von nun an war sie eine ganz Andere. Der schwache Keim, welcher sich, wie uns ihr Brief nach

Rom gelehrt, in ihr entwickelt hatte, war befruchtet worden und begann zu wachsen. Ihre Bewegungen, ihre Züge nahmen einen andern Ausdruck an, ihr ganzes Wesen schien umgewandelt. Natürlich; an die Stelle der bangen, trostlosen Zweifel, welche fast ein Vierteljahrhundert auf ihr gelastet hatten, war Hoffnung getreten, und die Hoffnung ist ja das eigentliche belebende Element im Menschen.

In dieser gehobenen Stimmung verfloß ihr schneller die Zeit, die unter dem Drucke ihres Kummers ihr oft so träge erschienen war, und ehe sie sich dessen versah waren wieder drei Wochen abgelaufen und sie hatte die Freude, Theodors Brief aus Rom zu empfangen, welcher ihre Hoffnung noch mehr bestärken sollte. Wie ein zündender Blitz griffen diese Worte Platz in ihrem Herzen. „Er lebt!" rief sie aus und sank unwillkürlich auf die Kniee nieder, um dankend und flehend ihren Geist und ihre Hände zu Gott zu erheben. Unzähligemale las sie das Schreiben, dessen Schluß so zuversichtlich lautete. Endlich raffte sie sich auf, um in das Pfarrhaus zu eilen, denn das Verlangen der Mittheilung regte sich unwiderstehlich in ihr. Der Oberpfarrer überzeugte sich aus dem Inhalte des Briefes, daß seine auf den vorigen begründete Vermuthung vollkommen richtig gewesen war. Er schloß aus der ganzen Anlage desselben, dessen Zweck er wohl durchschaute, daß Theodor seinen Vater bereits aufgefunden habe, indem er sich schwerlich von Neapel entfernt haben würde, so lange er noch Aufschlüsse in einer Angelegenheit von so großer

Wichtigkeit erwartete. Dieses Agathen beizubringen, hielt er für seine Aufgabe, welche er während ihrer nächsten Besuche denn auch löste.

Das Glück der guten Frau, die dessen so würdig, kannte keine Grenzen. Zuweilen zwar schrack sie zusammen, wenn sie bedachte, daß noch keine Gewißheit vorhanden, sondern alles nur Vermuthung sei und mit der gräßlichsten Enttäuschung enden könne, wie ein schöner Traum. Allein sie beschwichtigte diese Bedenken immer wieder, weil sie gewohnt war, die Ansichten und Worte des Oberpfarrers gleich einem Evangelium zu achten und weil, was der Mensch wünscht, er ja so gerne glaubt. Ihre Unruhe und Spannung war unbeschreiblich groß, doch war sie ihrer früheren Lage nicht zu vergleichen. Und die Zeit hat Flügel. Unter tausend Gedanken, Entwürfen, unter emsiger Arbeit und täglichen Besuchen im Pfarrhause, welche ihr von da an Bedürfniß waren, verstrichen rasch noch einige Wochen; die Nacht ihres Schicksals lichtete sich, es brach ein zweiter herrlicher Lebensmorgen für sie an.

## 12.

## Die glückliche Wiedervereinigung.

Eines Tages — die Glocken der Kirche vom heiligen Thomas von Aquino hatten eben die Mittagsstunde verkündet — saß Agathe in ihrem Stübchen, beschäftigt, den Spitzenbesatz eines Meßgewandes auszubessern und zugleich ihr einfaches Mittags-

mahl zu bereiten, wozu sie sich der Vereinfachung wegen des Kamins im Zimmer bediente. Lustig brodelte die Suppe in der blanken Messingpfanne und gab durch den angenehmen Geruch, den sie verbreitete, zu erkennen, daß sie fertig sei. Allein Agathe schien es nicht zu bemerken, überhaupt des Essens ganz vergessen zu haben, so eifrig war sie bei ihrer Arbeit. Zuweilen lenkte sie die Blicke von derselben ab auf einen Brief, der vor ihr auf dem Tische lag, um dann wieder desto emsiger zu sticken und zu flicken, als müsse die Spitze zur selbigen Stunde noch fertig werden; und dieser außerordentliche Eifer, der sie sich selbst vergessen ließ, hatte seinen guten Grund.

Der Brief war von Theodor, aus Marseille geschrieben, und zeigte ihr in Ausdrücken der höchsten Freude über ihre nahe Wiedervereinigung dessen baldige Ankunft an. Darum drängte es sie, diese Arbeit zu beenden, um dann für einige Tage ganz Herrin ihrer Zeit zu sein, alles zum Empfange zu bereiten, den theuren Sohn so recht ungestört genießen zu können.

Der Brief war kurz, fast lakonisch und dennoch sagte er so viel.

„Wohlbehalten hier angekommen," schrieb Theodor, „wird in wenigen Tagen der glücklichste der Söhne in den Armen der glücklichsten Mutter liegen, — doch nicht nur der glücklichsten Mutter, sondern der glücklichsten Gattin auch. Der Herr hatte Dich ausersehen unter den Weibern zu großer Trübsal; er

wird sie in Glückseligkeit verwandeln. Er schlägt Wunden und heilet sie. Gelobt sei der Herr!"

Obwohl über den Sinn der Worte nun kaum ein Zweifel bestehen konnte, so wagte Agathe doch nicht, sie so zu deuten, als könne Ehrenberg im Geleite Theodors schon auf dem Wege sein. Sie erschöpfte sich in Muthmaßungen. Mittlerweile regte sich auch der Appetit und sie stand auf, um ihre Suppe anzurichten. Da wird ziemlich stark an die Thüre geklopft. Von einer Ahnung durchdrungen eilt sie, zu öffnen, und herein tritt ein schlanker, junger Mann.

„Großer Gott! Das ist Theodor! Willkommen mein Sohn!" — „O meine gute Mutter!" Sonst reden sie nichts. In den Armen liegen sich beide und weinen vor Schmerz und Freude. Uebermannt von ihren Gefühlen halten sie sich lange fest umschlungen. Endlich entwindet Theodor sich sanft der Zärtlichkeit der Mutter, indem er spricht:

„Noch ein anderes Herz schlägt Dir entgegen. O laß es nicht länger schmachten. Der Theure, den wir so lange beweint, Gott hat ihn uns wiedergegeben."

Mit diesen Worten öffnet er die Thüre und führt den Vater in die Arme der sprachlosen Mutter zurück. Lautschluchzend fallen sich die Gatten um den Hals, und Theodor umschlingt sie beide. Nicht ein Wort kommt über ihre Lippen. Es ist eine Scene des tiefergreifendsten Eindruckes, einer besseren Schil-

derung würdig als wir sie zu geben vermögen; es ist die Erfüllung jenes schönen Traumes, welchen Theodor in Neapel gehabt.

Etwa eine Stunde später finden wir die kleine, unter so befriedigenden Verhältnissen nun wieder zusammengefügte Familie an dem sauber gedeckten Tische zu einem anständigen Mahle vereint, welches Theodor nebst einer Flasche guten Weines aus einem nahen Gasthause hatte herbeibringen lassen, denn alle drei waren der Stärkung bedürftig. Vater und Sohn ließen es sich jedoch nicht nehmen, mit Agathe auch die Suppe und die Kartoffeln zu theilen, welche für heute zu deren Mahlzeit bestimmt gewesen waren. Nun erst, nachdem die höchste Brandung der erregten Gefühle sich gelegt, die Wellen der Freude und Ueberraschung sich einigermaßen geglättet hatten, konnten sie sich ganz dem Genusse des Glückes überlassen, welches ihnen zu Theil geworden war, und es entspann sich eine geordnete Unterhaltung. Was haben sich Leute nicht alles zu sagen, die sich seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen und inzwischen so merkwürdige Schicksale erlebt haben? Ehrenberg erzählte in kurzen Umrissen seine Leidensgeschichte; länger bei jenen Schrecknissen zu verweilen und in alle Einzelnheiten einzugehen, dazu war ihm die Erinnerung noch zu frisch und zu schmerzlich. Ganz umständlich erzählte er dagegen mit Theodor, indem sie sich beide gegenseitig ergänzten, die Begebenheiten ihres wunderbaren Zusammentreffens und seiner Befreiung, welche Agathe in das höchste Erstaunen versetzten.

Diese ihrerseits hatte am wenigsten zu erzählen, indem ihre Erlebnisse die einfachsten gewesen waren. Und doch enthielt das Buch, das sie vor ihren Lieben da aufschlug, Blätter von so tiefer Bedeutung, von so hohem Interesse, indem es ihre Seelengröße, ihren edlen Charakter, ihre musterhafte Frömmigkeit und vor allem ihre unerschütterliche Treue und Liebe, auch ohne daß sie dieß beabsichtigte, umsomehr enthüllte, um so klarere Einblicke gestattete, je einfacher und prunkloser ihre Erzählung war. So saß die trauliche Gruppe in gemüthlichen Gesprächen und unter häufigem Austausch von Zärtlichkeitsbeweisen beisammen, fast ohne das Schwinden des Tages zu bemerken. Kaum trat eine kleine Pause ein. Nur konnte man zuweilen wahrnehmen, wie Agathe, die überglückliche Gattin und Mutter, sich in das Anschauen Ehrenbergs, den die Länge der Zeit und die Wucht seiner Schicksale natürlich mannigfach verändert hatten, oder Theodors vertiefte, dessen Gestalt sich unter dem milden Himmel Italiens weit mehr entwickelt und vervollkommnet hatte, so daß er das reizende Bild eines in Gesundheitsfrische blühenden Jünglings darbot, in dessen offenen schönen Zügen das Zeugniß seiner Unverdorbenheit und Tugend zu lesen war. Auch Vater und Sohn hefteten öfter den fragenden Blick auf die Gattin und Mutter, als müßten sie sich überzeugen, daß sie nicht mehr leide. Sie hatte sich, da sie nicht mit Noth gekämpft, recht gut erhalten. Nur der Kummer hatte Furchen in ihr sanftes Antlitz gezogen, und diese waren nun verwischt.

Als es zu dunkeln begann war Theodor unbemerkt verschwunden, was seiner Mutter einige Sorge machte. Er kehrte jedoch bald zurück, gefolgt von einem Diener, welcher ein Abendessen trug. Und als Agathe ihm hierüber einen leichten Vorwurf machte, erwiderte er: „Beruhige dich, gute Mutter, wir wollen nicht schwelgen; aber der glücklichste Tag unseres Lebens soll auch kein Fasttag sein. Wir lesen in der heiligen Schrift, daß der Vater des verlorenen Sohnes sein schönstes Kalb schlachten ließ, um dessen Rückkehr zu feiern. Also wird es auch uns gestattet sein, den Tag in etwas auszuzeichnen, an welchem dein sich unbelastet fühlender Sohn nach dreijähriger Trennung, und dein schmerzlich beweinter Gatte nach langjährigen Martern und Entbehrungen in deine Arme zurückgekehrt sind.“ Erst spät am Abend suchten sie ihr Lager auf, nachdem sie den Tag durch gemeinschaftliches Gebet beschlossen und sich das Wort gegeben hatten, zum steten Gedächtniß diesen frommen Gebrauch für alle Morgen und Abende beizubehalten.

Am nächsten Tage fuhren sie fort, wie sie Tags zuvor geendet hatten. Des Stoffes gab es ja so unendlich viel, und man könnte sagen, er vermehrte sich mit jeder Minute; so z. B. als Theodor seine Koffer auspackte. Da gab es Reliquien aus der heiligen Stadt, welche Agathe mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllten; eine Menge Skizzen und fertige Gemälde von Theodors Hand, die sie mit der innigsten Freude und mit gerechtem Stolze betrachtete, denn sie brauchte nicht Kunstkennerin zu sein, um sogleich

zu bemerken, wie er seinen Aufenthalt in Italien benützt, welche großen Fortschritte er gemacht, zu welcher künstlerischen Vollkommenheit er sich emporgeschwungen, mit welchem Fleiße er gesammelt hatte. Da gab es ferner einige kleine Alterthümer aus Herkulanum und Pompeji, ein Stückchen Lava vom Vesuv, eine Flasche echten Lacrymae Christi (Thränen Christi), ein überaus feuriger Wein vom Fuße des Vesuv, den Theodor ganz besonders für seine Mutter mitbrachte. Da fanden sich die Gebetbücher mit den Inschriften von dem erzbischöflichen Caplane, das Armband mit der Nummer, welches Ehrenberg als Sträfling getragen, worüber Agathe bittere Thränen vergoß, prächtige Seemuscheln und Korallen und vieles ähnliche mehr. Ueber jedes Stückchen spann sich natürlich eine neue Unterhaltung an. Als aber Ehrenbergs Schätze zum Vorschein kamen, die Geschenke, welche er in Neapel und Rom empfangen, zum größten Theile in blanken Goldstücken und verschiedenen anderen Kostbarkeiten bestehend, erreichte Agathens Erstaunen seinen Gipfelpunkt. Nie noch hatte sie so vieles Geld beisammen, nie so prächtige Ringe, Nadeln, Dosen in der Nähe gesehen, geschweige denn besessen. Und gestehen wir's nur ein: die wohlthuende Empfindung, welche das Bewußtsein der gesicherten Existenz beim Anblick dieser Masse Goldes in ihr erregen mußte, war nicht die kleinste ihrer Gemüthsbewegungen an diesem Tage; allein sie war auch nicht verachtungswürdig, sie war vielmehr natürlich.

Am Nachmittage begaben die Wiedervereinten sich zu dem Oberpfarrer von St. Thomas, um eine ihrer ersten und höchsten Pflichten zu erfüllen, die des Dankes und der Ehrerbietungsbezeugung gegen einen Mann, der ihnen so zahlreiche Wohlthaten erwiesen und durch seine menschenfreundliche Aufnahme in der Zeit ihrer höchsten Bedrängniß ihre ganze fernere Existenz, ihr nunmehriges Glück begründet hatte. Agathe war schon am Morgen bei ihm gewesen in der Absicht, nach seinen Befehlen zu fragen, zugleich aber auch die Erlaubniß zu erbitten, den Gatten und Sohn ihm vorstellen zu dürfen. Theodor schlug das Herz hörbar vor Freude, als er dieses alterthümliche Haus mit seiner hohen Freitreppe wieder sah, an welches für ihn so angenehme und unverwischbare Erinnerungen sich knüpften. Er wurde aufgenommen wie der eigene Sohn; er hatte sich seit seinem ersten Tritte in dieses Haus nicht nur Liebe, sondern nun auch Achtung und Werthschätzung erworben. Ergreifend war es, wie der ehrwürdige Greis erst Theodor, dann dessen Vater umarmte und beide segnete zu ihrem künftigen Lebenswege. Sie hatten ihm als Zeichen ihrer Dankbarkeit ein Paar vom heiligen Vater in Rom geweihte prächtige Kerzen, nebst einem silbernen Weihbecken und einem Fläschchen ebenfalls vom Papste geweihten Wassers mitgebracht, worüber der Prälat die größte Freude empfand. Er lud die Familie ein, den Nachmittag und Abend bei ihm zuzubringen und ließ sie reichlich bewirthen. Theodor und Ehrenberg mußten ihm ihre Erlebnisse erzählen. Als sie sich endlich

verabschiedeten, um ihn nicht zu sehr zu ermüden, entließ er sie mit der Versicherung seiner fortdauernden Freundschaft und werkthätigen Unterstützung, wo immer sie seiner bedürfen würden, und ließ sich das Versprechen geben, ihn öfters zu besuchen.

Theodor hatte nicht versäumt, gleich in der Stunde seiner Ankunft nach seinem geliebten Lehrer und zweiten Vater Anatol zu fragen und seine Mutter hatte ihm erwidert, daß er zwar noch lebe, jedoch dem Ende seiner Tage rasch entgegengehe und in Folge seiner Gebrechlichkeit das Lager nicht mehr verlassen könne. Theodor brannte vor Verlangen, auch diesen würdigen Greis, den Führer seiner Jugend, vor seinem Hinscheiden nochmals zu sehen, auch ihm den Tribut seiner dankbaren Verehrung darzubringen. Es wurde daher beschlossen am nächstfolgenden Sonntage dem Valerianusberge einen Besuch abzustatten. Als der Tag gekommen war, hörten sie zuvor noch die Messe und dann begaben sich Vater, Mutter und Sohn auf den Weg.

Wie heiter durchschritten sie die wallenden Kornfelder, die würzig duftenden Weingärten und grünen Wiesen, insbesondere Agathe, welche seit langer Zeit nicht mehr in das Freie gekommen war. Wie regten Theodor die freundlichen Erinnerungen aus seinen Jugendjahren an, welche ihm auf diesem Wege entgegentraten! Der große Kastanienbaum dort am Wege, — wie oftmals hatte er ihm Schatten gewährt, wie gerne hatte der Knabe seine Früchte gegessen. Hier die Quelle, — wie manchmal hatte er aus ihr den

kühlen Trunk geschöpft. Da drüben am Bergabhange die Weinberge von Surène, — auch sie hatten ihn gelabt, wenn im Herbste die Winzer ihren Segen sammelten und dem frommen Einsiedler nebst seinem jungen Freunde freigebig davon mittheilten. Nichts schien in dieser Gegend sich verändert zu haben. Je höher er den Berg hinaufstieg, desto zahlreicher wurden diese Erinnerungsmomente.

Endlich waren sie droben unsere Wanderer auf der freien, luftigen Höhe. Sie rasteten einige Minuten, um sich an der prächtigen Aussicht zu weiden; dann näherten sie sich der einsamen Klause, welche still und friedlich inmitten einiger von einer dichten Weißdornhecke umgebenen Blumenbeete lag. Während sie diese durchschritten, vernahm Theodor schwache, menschliche Laute. Leise schleicht er sich vor zu der schmalen weinumrankten Pforte und erblickt durch eine Spalte derselben den frommen, auf Stroh gelagerten Greis, wie er, das Auge zum Himmel gerichtet, in der Hand das kleine, Theodor wohlbekannte Kruzifix haltend, in tiefster Andacht betet. Er wagt nicht, dieses Gebet zu unterbrechen und will zurücktreten; allein das Knirschen des Sandes unter seinen Füßen hat ihn bereits verrathen und Anatol ruft dem Unbekannten zu, einzutreten. Theodor gehorcht. Mit Ehrfurcht naht er dem Lager seines väterlichen Freundes, der vom Scheine des Heiligen umflossen, fast keinem Menschen mehr gleicht. Tiefe Blässe liegt auf seinem verklärten Angesichte, dessen Züge die Milde des Engels, die Ruhe des Weisen, die Demuth

und Ergebung des bußfertig Sterbenden ausdrücken. Nur sein Auge scheint noch Leben zu haben; man hätte meinen sollen, es schaue bereits den Glanz des himmlischen Thrones, so selig schmachtend war es nach oben gerichtet. Anatol schien den Eintretenden nicht sogleich zu erkennen. Als aber dieser, wie ehemals der Knabe Theodor, ihn anredete: „Mein ehrwürdiger Vater!" erkannte er die Stimme, dann auch die Züge des geliebten Schülers, und ein Schimmer der Freude belebte seinen Blick.

„Du bist es Theodor?" sagte er; „dich schickt mir Gott. O komm in meine Arme, theurer Sohn! Ich wußte doch, daß ich dich noch einmal sehen müsse, bevor ich dieses Erdenthal verlasse; mein Herz sagte es mir immer. Komm, setze dich an meine Seite, gib mir deine Hand, du, den ich unter allen Menschen am meisten geliebt!"

Theodor that wie ihm geheißen, erkundigte sich zärtlich nach seinem Befinden, lockerte sein Lager auf, bedeckte ihn sorgsam, während der Greis mit innigem Wohlgefallen den Jüngling betrachtete. Dann fragte er nach dessen Eltern, denn er wußte bereits durch den Oberpfarrer von dem Wiederfinden Ehrenbergs und erfuhr mit sichtbarer Freude, daß auch er und Agathe gekommen seien, um an seinem Lager mit ihm und für ihn zu beten. Von Theodor gerufen traten sie ein, knieten vor dem Lager des Einsiedlers nieder, der Sohn in ihrer Mitte, empfingen den Segen und erflehten in gemeinsamer Andacht den himmlischen Segen für ihn.

Sie hatten etwas Speise nebst Wein mitgebracht, wovon er auch zu ihrer großen Freude einiges genoß. Hiedurch sich gestärkt fühlend hub er an zu reden:

„Ihr seht, meine Theuern, in welchem Zustande ich mich befinde. Noch einige Tage, vielleicht einige Stunden nur, und die Auflösung dieses gebrechlichen Körpers wird vollendet sein. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, ich wünsche ihn vielmehr herbei; ich bin von Staub und fühle Heimweh. — Die unendliche Barmherzigkeit Gottes wird mich nicht verdammen um meiner Sünden willen; auch für mich ist ja Christi Blut geflossen. Ich scheide ohne Schmerz, ohne Groll aus der Welt; die Menschen mögen mir vergeben, wie ich ihnen vergebe. Dem Schöpfer danke ich, daß er mein Leben auf eine so lange Reihe von Jahren fristete, und daß er mich zeitig die Nichtigkeit des Irdischen erkennen ließ. Meine glücklichsten Jahre sind jene gewesen, welche ich seinem Dienste gewidmet habe und unter ihnen diejenigen, wo du an meiner Seite warst, mein theurer Sohn. Habe Dank für deine Liebe, für den Fleiß, mit dem du meine Lehren dir zu eigen machtest. Ihr Same ist auf guten Boden gefallen. Und nun erbitte ich einen letzten Dienst von dir. Eile nach Paris zurück und sende mir meinen Freund, den hochwürdigen Oberpfarrer von St. Thomas, auf daß ich mein Herz durch die Beichte reinige und er mir die Sterbesakramente reiche. Und wenn dir dann die Kunde wird, daß ich eingegangen in das Reich, von dannen Keiner wieder kommt, o so

kehre noch einmal in diese Hütte zurück, wo wir so glückliche Stunden verlebten, um meinen entseelten Körper zu beerdigen und am Grabe für die Ruhe meiner Seele zu beten. Ich kenne deine Liebe zu mir, sie wird mir diesen letzten Wunsch erfüllen."

„Mein ehrwürdiger Vater," antwortete Theodor tiefbewegt, „wie könnte ich dich verlassen in deinen letzten Lebensstunden! Erlaube, daß ich bis zum Ende bei dir bleibe und lehre mich, weise zu sterben wie du mich gelehrt hast gottgefällig zu leben."

„Wie mein Sohn? du fühlst dich stark und muthig genug mir im Todeskampfe beizustehen? Du willst nochmals meine stille Klause mit mir theilen? Ei wohl; weil du es wünschest und deine Anwesenheit, dein Gebet mir meinen Heimgang erleichtern wird, so möge es geschehen. Der Himmel lohne dir deine Treue! Für dich will ich, so lange ich noch athme, die Gnade Gottes anrufen."

Ehrenberg und Agathe billigten vollkommen Theodors Entschluß. Sie nahmen rührenden Abschied von dem Lehrer und Bildner des Sohnes und kehrten in die Hauptstadt zurück, um dem Oberpfarrer seinen Wunsch zu hinterbringen. Dieser eilte noch am nämlichen Abende hinaus, empfing die letzten Bekenntnisse des Sterbenden und ertheilte ihm die Absolution. Er verweilte die ganze Nacht an seinem Lager, während Theodor zu Füßen auf demselben saß. Sorgfältig folgten sie jeder Bewegung seiner Lippen, ängstlich lauschten sie seinen Athemzügen. Zuweilen boten sie ihm eine Erquickung an, er nahm jedoch nichts mehr.

Welche Bedürfnisse konnte ein Mensch noch fühlen, der keinen Körper mehr zu haben schien? Manchmal schlug er für kurze Momente die Augen auf, indem er sie nach dem Sternenhimmel richtete; manchmal auch stammelte er einige von Seufzern unterbrochene unverständliche Worte, worauf er seine vorige Ruhe wieder gewann.

Um Mitternacht sagte er mit leiser Stimme, während ein verklärtes Lächeln seinen Mund umspielte: „Du rufst mein Gott, ich komme. In Deine Hände meinen Geist!“ Dann sprach er nichts mehr. Bald darauf begann ein sanfter Todeskampf sich einzustellen, der bis zum Morgen dauerte. Als das Geläute der Kirchenglocke von Sürène zur Frühmesse rief und einzelne Töne, vom sanften Windhauche getragen, bis hinauf in diese einsame Zelle drangen, zeigte ein kurzes Röcheln an, daß der Gottergebene eingegangen zum ewigen Frieden. Sanft wie sein ganzes Wesen war auch sein Tod; kein Zucken hatte das engelgleiche Antlitz entstellt. Der Oberpfarrer segnete die Leiche zur Grabesruhe ein, während Theodor das Glöcklein der Kapelle läutete. Dann eilte er in das Dorf hinunter, um für die würdige Beerdigung zu sorgen, und erst nachdem auch diese stattgefunden und er nach dem Willen des Verstorbenen am Grabe gebetet, sowie ein hohes Kreuz auf demselben aufgerichtet hatte, welches er später durch ein eisernes ersetzen ließ, kehrte er zu den Seinigen nach Paris zurück.

## 13.

## Schluß.

In der kleinen, bisher so einsamen Behausung Agathens entfaltete sich nun ein Leben, so herzig und rein, so reich an Liebe und Gemüthlichkeit, wie man es selten findet. Kein unfreundliches Wort entweihte diesen Tempel des Familienglückes, keine Leidenschaft warf ihre häßlichen Schatten hinein, keine Sorge verdüsterte ihn durch ihre Schreckgebilde. Die Glieder dieser kleinen Familie wetteiferten mit einander in gegenseitiger Liebe, Achtung und Aufopferung. In der innigsten Eintracht begegneten sich alle ihre Gedanken, ihre Handlungen, ihre Wünsche, so daß man auf sie in Wahrheit die schönen Worte anwenden konnte: Drei Herzen und ein Schlag. — Das ist das Walten der Tugend, der echten Bildung, die ihre Wurzeln in den Boden der Religiosität geschlagen hat; das ist die Frucht der Läuterung des menschlichen Sinnes und Herzens durch siegreich bestandene Prüfungen.

Zunächst nun fühlten die Glücklichen das Bedürfniß, sich wohnlicher einzurichten, denn Agathens Zimmerchen nebst Kammer bot nicht mehr den erforderlichen Raum, zumal für Theodors künstlerische Beschäftigung, zu welcher unverweilt zurückzukehren es ihn mächtig drängte. Sie mietheten daher eine größere, und mit Rücksicht auf diesen Beruf sehr anständige Wohnung, ebenfalls im Kirchensprengel St. Thomas,

von welchem sie sich aus dankbarer Liebe und Ergebenheit für ihren Wohlthäler und Gönner, den Oberpfarrer, nicht mehr trennen mochten. Sobald die neue Wohnung bezogen war, etablirte Theodor sein Atelier und begann mit unermüdlichem Fleiße zu schaffen und zu bilden, um die Entwürfe zu verwirklichen, mit denen sein lebhafter Geist sich reichlich trug. Sein Vater, um ebenfalls eine Beschäftigung zu haben, war ihm dabei behülflich, indem er Farben zurichtete, Leinwand auf Rahmen spannte und ähnliche Handreichungen that.

Das erste, was unter Theodors Pinsel hervorging, war das lebensgroße Bild des Erzbischofs von Neapel in ganzer Figur und im Pontifikal-Ornate, welches er als Zeichen seiner Dankbarkeit in die erzbischöfliche Hauskapelle stiftete; dann folgte ein Gemälde, jene Scene vor der Abreise von Neapel darstellend, wie er nebst seinem befreiten Vater ebenfalls in der Kapelle des erzbischöflichen Palastes vor dem Altare kniet und sie den priesterlichen Segen des Hauscaplans empfangen. Diesem, ohne dessen Verwendung das Werk der Befreiung unbedingt nicht in so rascher, jede Hoffnung übertreffender Weise gelungen sein würde, widmete er dieses Bild. Nachdem hiedurch der Pflicht der Dankbarkeit Genüge gethan war, dachte der aufstrebende Künstler daran, sich in Paris einigen Ruf zu verschaffen. Zu diesem Zwecke malte er nach seinen Reiseskizzen mehrere herrliche Landschaften sowie einige Copien italienischer Meisterwerke und stellte sie öffentlich aus. Die tiefe Auf-

fassung, von welcher seine Darstellungen zeugten, die künstlerisch vollendete Ausführung, der Farbenschmelz, den er ihnen zu geben wußte, — alles Errungenschaften seiner gründlichen und genialen Studien auf dem kunstgeweihten Boden Italiens — verschafften seinen Werken bald allgemeinen Beifall und ihm einen ausgezeichneten Ruf, so daß er Besuche und Aufträge aus den höchsten Kreisen empfing und bald zu ansehnlichem Wohlstand gelangte. Er wurde mit der Zeit ein sehr vermöglicher Mann, der von seinen zeitlichen Gütern den edelsten Gebrauch machte. Denn seiner vormaligen Armuth stets eingedenk, spendete er mit größter Freigebigkeit Wohlthaten an Bedürftige aller Art, und sehr häufig mußte auch seine Kunst der Beförderung wohlthätiger oder gemeinnütziger Zwecke dienen. Vorzugsweise gerne stand er Wittwen oder bedrängten Familien bei; vielen solchen hat er ihre bedrohte Habe gerettet oder zu einer befriedigenden Existenz verholfen. Unzählige Thränen hat sein Edelmuth mit unsichtbarer Hand getrocknet.

Agathe legte ihr Aemtchen als Garderobière gleichzeitig mit dem Wohnungswechsel nieder. Nicht nur wünschte dieß Theodor, damit sie gänzlich unbelästigt die noch übrigen Jahre ihres Lebens genießen, ganz ungetheilt den Ihrigen angehören und Vater Ehrenberg pflegen könne, sondern sie selbst fand es angemessen, da sie dieses Unterhaltes nicht mehr bedurfte, zu Gunsten einer Bedürftigen auf denselben zu verzichten. Der Oberpfarrer ehrte diese Gründe, wiewohl er eine so geschickte, fleißige, ergebene und zu-

verlässige Dienerin ungerne verlor. Dagegen drang er, als etwa ein Jahr nach der Rückkehr Theodors und seines Vaters der Kirchenpfleger mit Tode abging, in Ehrenberg, die Verwaltung des Vermögens der Parochie St. Thomas von Aquino zu übernehmen, was dieser denn auch that und sein Amt mit musterhafter Pünktlichkeit führte. Die Erträgnisse desselben, verbunden mit der Rente von seinem kleinen Vermögen gewährte ihm ein sehr anständiges Auskommen, so daß er sich und seiner treuen Lebensgefährtin manche Annehmlichkeiten verschaffen und für die vorigen Entbehrungen entschädigen konnte. Dabei schmeichelte es seinem Ehrgefühle, seinen Lebensunterhalt selbst zu erwerben und zwar mittelst einer Stellung, die bei dem Vertrauen, auf welchem sie beruhte, immerhin eine sehr achtunggebietende war, und deren Obliegenheiten einen gewandten Arbeiter, wie Ehrenberg, doch nicht so sehr in Anspruch nahmen, daß er nicht auch dem Lebensgenusse in seiner edleren Bedeutung hätte Zeit widmen können.

Unter so annehmlichen Verhältnissen erreichten Ehrenberg sowohl als Agathe ein ziemlich hohes Alter. Theodor seinerseits wollte unverheirathet bleiben. Erst in der Mitte seiner Lebensjahre entschloß er sich, auf die inständigen Bitten seiner Eltern, zur Verehelichung und brachte dadurch von neuem Glück und Freude in sein gesegnetes Haus. Denn es erfüllte sich an ihm zu aller Zeit die Verheißung in dem göttlichen Gebote, daß es denen wohlgehen soll, die ihre Eltern lieben und ehren.

# Inhalt.



F. C. Kremer'sche Buchdruckerei (A. Manz.)

# Inhalt.



A. G. Kremer'sche Buchdruckerei

Voigt, H.

Theodor, das Muster eines Sohnes, der seine Eltern liebte und ehrte und dem es daher wohl ging auf Erden Moralische Erzählung für die reifere Jugend : Mit einem Stahlstiche

Augsburg 1865